Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 15 (1933)
Heft: 48

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zentralbibliothek
Bern

Winterthur, 1. Dezember 1933 — Erscheint jeden Freitag — 15. Jahrgang Nr. 48

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Bankfragen beherrschten in dieser Woche das politische Leben. Der Umstand, daß die Schweizerische Volksbank, dies Vertrauensgeldinstitut des schweizerischen Mittelstandes, an den Bundesrat geriet mit dem Gesuch, es möchte der Bund an der Rekonstruktion ihres Genossenschaftskapitals durch Uebernahme einer Kapitalbeteiligung im Betrage von hundert Millionen Franken mitwirken, veranlaßte politische Parteien landauf landab, sich mit Bankfragen zu befassen, die durch die Sanierungsbedürftigkeit der Schweizerischen Volksbank aufgeworfen sind, aber auch sonst zurzeit in der Luft liegen. Daß in diesen Tagen auch die vom Bundesrat ernannte Expertenkommission für die Beratung des Vorentwurfs für ein eidgenössisches Bankgesetz ihre Sitzungen abhielt, trug ebenfalls dazu bei, die Atmosphäre noch mehr mit Bankbazillen zu durchtränken. Im bernischen Großen Rat gab eine Interpellation des stadtbernischen Gemeinderats Steiger dem Finanzdirektor Dr. Guggisberg Gelegenheit, sich in wohlerwogener ruhiger Weise zur Affäre der Schweizerischen Volksbank zu äußern. Die ganze Schweizerpresse spiegelt heute das Bild der Erregung wieder, das sich ergibt, wenn es um Geldfragen geht.

Und nun hat der Bundesrat bereits heute die Botschaft bekanntgegeben, in der er sich über die finanzielle Beteiligung des Bundes an der Reorganisation der Schweizerischen Volksbank ausspricht und den Räten einen Beschlußentwurf unterbreitet, der den Bund ermächtigt, für hundert Millionen Franken zweihunderttausend Stammanteile zu 500 Franken am Genossenschaftskapital der Schweizerischen Volksbank zu zeichnen.

Diese Kapitalbeteiligung ist an folgende Bedingungen geknüpft:

1. Prüfung der vorausgegangenen Geschäftsführung der Bank und Feststellung der Verantwortlichkeiten.
2. Reorganisation der gesamten Verwaltung der Bank.
3. Vertretung des Bundes in der Delegiertenversammlung und im Verwaltungsrat.
4. Recht auf Einsichtnahme in die Geschäfts- und Buchführung.
5. Recht, eigene Inspektoren zu ernennen.
6. Verpflichtung der Bank, Statutenänderungen durch den Bundesrat genehmigen zu lassen.

Es ist allgemein bekannt, daß das Stammkapital der Bank auf die Hälfte abgeschrieben wird, daß somit ein Genossenschaftsanteil im Betrage von 1000 Fr. nur noch den Wert von 500 Fr. besitzt.

Der bundesrätlichen Botschaft entnehmen wir, daß Ende September dieses Jahres der Mitgliederbestand der Genossenschaft sich auf 92.723 belief. Hiervon sind:

Frauen ohne Beruf	31,953
Unselbständig Erwerbende	27,326
Selbständig Erwerbende	21,463
Angehörige liberaler Berufe	8,355
Rentiere und Pensionierte	3,227
Gemeinnützige und Erwerbsgesellschaften	399

Die bundesrätliche Botschaft gibt Einblick in Gründung und Organisation der Schweizerischen Volksbank und in ihre glänzende Entwicklung zu Ende des letzten Jahrhunderts. Die Bank hat heute ein über das ganze Land verbreitetes Netz von 75 Niederlassungen, Agenturen und Einnehmereien. Die Schweizerische Volksbank ist neben der Zürcher Kantonalbank die größte Sparbank des Landes.

Bis zum Weltkrieg hatte die Schweizerische Volksbank einen gewissen beschränkten Geschäftskreis. Das große Weltgeschehen brachte ihr die entscheidende Wendung zum Großgeschäft. Kredit- und Darlehensbegehren größern Umfangs wurde nach Möglichkeit entsprochen, und große Beträge namentlich da bewilligt, wo es sich um Rohstoffe und Lebensmittelbeschaffung handelte. Während des Krieges entstanden auch die ersten Geschäftsbeziehungen mit dem Ausland. Die Bank beteiligte sich bei den „offiziellen", mit ausländischen Finanzgruppen gelätigten Vorschußtransaktionen, die mit der Landesversorgung und Aufrechterhaltung von Exporterleichterungen im Zusammenhang standen. Die damals erzielten Erfolge gaben der Bankleitung ein gewisses Gefühl der Sicherheit, der Zuständigkeit und der Befähigung zum Auslandgeschäft.

Die Absicht der Bankleitung, Inlandverluste der Nachkriegszeit mit den höhern Erträgnissen aus dem Auslandgeschäft zu decken, wurde in der Folge in der Hauptsache erreicht. Allein das neue, und in erheblichem Maße ausgebaute Auslandgeschäft hat, wie sich jetzt zeigt, neue und ungeahnte Verluste gebracht, welche durch die allgemeine Krise noch erhöht wurden. Dadurch erwies sich eine umfassende Sanierung der Bank als dringend notwendig. Die Ursachen der Verluste liegen zweifellos in der Ende 1929 plötzlich einsetzenden schweren allgemeinen Krise und im Zusammenbruch der Währungen begründet.

Ansteigende Schwierigkeiten gaben der Bankleitung schon vor längerer Zeit Anlaß, die Frage der Reorganisation und Sanierung auf breiter Grundlage zu prüfen. Sie sah sich veranlaßt, sich um Beistand an den Bund zu wenden. Der Bundesrat hat hierauf ungesäumt die Situation der Bank durch drei Experten überprüfen lassen. Die Abschreibungsvorschläge der Experten decken sich im großen Ganzen mit den Anträgen der Volksbankleitung. Den Schlußfolgerungen der Experten und ihren Angaben als Grundlage für die finanzielle Reorganisation der Schweizerischen Volksbank schloß sich der Bundesrat im allgemeinen an. Die bundesrätliche Botschaft spricht die Meinung aus, daß die Beteiligung des Bundes mit hundert Millionen Franken am Stammkapital Beruhigung schaffen, weitere Rückzüge verhüten und den Geschäftsverkehr so gestalten werde, daß das Kapital der Bank einer, wenn auch zunächst noch bescheidenen Rendite zugeführt wird. Der Bundesrat schließt seine Botschaft mit den Worten: „Ueberall in ähnlichen Fällen hat in den uns umgebenden Ländern der Staat seinen Beistand verleihen müssen. Die Eidgenossenschaft kann ihre Hilfe der Schweizerischen Volksbank in ernster Stunde nicht versagen."

Zweifellos wird die bundesrätliche Vorlage in der Bundesversammlung einer lebhaften Debatte rufen. Allein, es darf auch als sicher angenommen werden, daß sich die eidgenössischen Räte dem Vorschlage des Bundesrates anschließen. Möge das nun eingeleitete Sanierungswerk auch die vielen Frauen beruhigen, die mit der Schweizerischen Volksbank in Geschäftsverkehr stehen, und, so hoffen wir, auch bleiben werden. J. M.

Alfred Nobel und Bertha von Suttner.

(Nachdruck verboten.)

Anläßlich des 100. Jahrestages der Geburt des schwedischen „Dynamitkönigs", Oktober 1933, widmete die gesamte Schweizerpresse ihm würdigende Worte. Das war eine Selbstverständlichkeit. Ebenso, daß in all diesen Artikeln seine berühmten und einträglichen Sprengkörpererfindungen eine große Rolle spielten. Aber nicht minder selbstverständlich hätte es sein sollen, eingehender über den in seinen eigenen Augen weitaus wichtigsten Teil seines Lebenswerkes zu sprechen: seine großartigen Preisstiftungen und deren Entstehungsgeschichte. In keinem einzigen der erwähnten Artikel wurde Berta v. Suttner erwähnt. Und doch ist sie es gewesen, die ihn zur Schaffung seiner einzig dastehenden und seinem Namen weihin festhaltenden Preisstiftungen anzuregen vermochte. Als einer, der mit ihr und Nobel noch persönlich bekannt war, will sich darüber berichten:*

Die Mutter der Baronin Suttner verpflegte als Witwe des österreichischen Feldmarschalls Grafen Kinsky ihr ansehnliches Vermögen in den Roulettebanken von Baden-Baden, Homburg und Wiesbaden so gründlich, daß die Tochter schließlich genötigt war, als Erzieherin ihr Brot zu verdienen. Sie wurde Erzieherin der drei Baronessen v. Suttner. Zwischen deren jüngem Bruder und der um sieben Jahre ältern Erzieherin wuchs eine Liebe, die begreiflicherweise von den Eltern Suttner nicht gern gesehen wurde. Berta mußte die ihr lieb gewordene Stätte verlassen. Die alte Baronin Suttner half ihr, eine neue Stellung zu suchen und brachte ihr ein Zeitungsinserat, das lautete: „Ein sehr reicher, hochgebildeter, älterer Herr, der in Paris lebt, sucht eine sprachenkundige Dame als Sekretärin und zur Oberaufsicht über den Haushalt."

Ein Bewerbungsschreiben wurde abgesandt und die Antwort, die rasch kam, war von keinem geringern als Nobel! Nun wurden mehrere Briefe gewechselt. „Herr N. schrieb geistvoll und witzig, doch in einem schwermütigen Ton. Er schien sich unglücklich zu fühlen und ein Menschenverächter zu sein, aber von umfassendster Bildung und tief philosophischem Weltblick. Er fand meine Zuschriften sehr anregend und bald vereinbarten wir, daß ich die Stelle antreten solle." Nach herzzerreißendem Abschied von dem Geliebten reiste sie ab.

Berta v. Suttner schreibt damals:

„Nobel machte mir einen sehr sympathischen Eindruck. Er wußte überaus fesselnd zu plaudern, zu erzählen, zu philosophieren. Mit ihm über Welt und Menschen, über Kunst und Leben, über die Probleme von Zeit und Ewigkeit zu reden, war ein geistiger Hochgenuß. Er hatte wieder eine neue Erfindung im Sinn. Er wollte „einen Stoff oder eine Maschine schaffen können von so fürchterlicher verherrender Massenwirkung, daß dadurch Kriege überhaupt unmöglich wurden."

Als aber Nobel nach wenigen Tagen in dringenden Geschäften nach Stockholm berufen wurde, als dringende Briefe vom jungen Suttner kamen, der „nicht ohne sie leben konnte", schrieb sie rasch entschlossen nach Stockholm, sie könne die Stelle nicht antreten, reiste zurück nach Wien, wo die geheime Trauung mit Baron v. Suttner dann stattfand.

Es folgte ein neunjähriger abenteuerreicher Aufenthalt des jungen Paares im Kaukasus, das dann durch schriftstellerische Arbeit bekannt und berühmt geworden, nach Oesterreich zurückkehrte. 11 Jahre lang war Berta v. Suttner mit Nobel in losem Briefwechsel gestanden, bis 1887 ein erstes Wiedersehen in Paris stattfand. Im nächsten Jahre besuchte Nobel die Suttners in ihrer Heimat.

Etwa fünf Monate nach dem Erscheinen ihres ungeheuer „einschlagenden" Romans „Die Waffen nieder!" erhielt die Verfasserin den folgenden Brief Nobels (1. April 1890) in französischer Sprache:

„Ich habe soeben Ihr bewundernswertes Meisterwerk zu Ende gelesen. Dieser entzückende Roman sollte in jeder der rund zweitausend Sprachen, die es angeblich gibt, verbreitet und beherzigt werden. Sobald ich wieder die Ehre und das Glück habe, Ihnen die Hand schütteln zu dürfen, werden Sie mir sagen, wie lange die Abfassung dieses Mirakels gedauert hat. Uebrigens sollten Sie nicht sagen „Die Waffen nieder!", denn Sie bedienen sich ja selber der Waffen und diese — der Reiz Ihrer Schreibweise und die Größe Ihrer Ideen — werden sich von viel größerer Tragweite erweisen als die Lebels, die die Nordenfelts und all die andern Werkzeuge der Hölle."

Bei Anlaß der Gründung der „Oesterreichischen Friedensgesellschaft" unter dem Vorsitz der Baronin, schrieb ihr Nobel: „Mit Freuden ersehe ich, daß Ihre beredten Argumente gegen jene Schrecken der Schrecken, den Krieg, in die französische Presse übergegangen sind. Trotzdem fürchte ich, daß 99 Prozent der französischen Leser verrückte Chauvinisten sind: erfolg- und eitelkeitstrunken ... Wohin wird sich Ihre Feder jetzt wenden? Wird sie uns, nachdem sie mit dem Blute der Kriegsmärtyrer geschrieben, ein märchenhaftes Zukunftsland zeigen oder das minder utopische Bild einer Denkerrepublik? Meine Sympathien bewegen sich in dieser Richtung." Sieben Wochen später schickte er ihr 80 Pfund für die Vereinskasse in Begleitung eines langen, interessanten, aber sehr skeptischen Briefes über Schiedsgerichte und Abrüstung.

Die auf dem Weltfriedenskongreß in Rom 1891 erfolgte Gründung des Berner Internationalen Friedensbüros, zu dessen Vizepräsidentin Berta v. Suttner gewählt wurde, führte dazu, daß der nächste Kongreß 1892 nach Bern einberufen wurde. Die Baronin lud Nobel zur Teilnahme ein. Er kam denn auch, beteiligte sich aber nicht an den Beratungen, sondern ließ sich lieber durch die Freundin in einer langen Unterredung über den Stand und die Aussichten der Bewegung belehren; „er kehrte viel Skeptis hervor, schien jedoch begierig, seine Zweifel überwunden zu sehen."

Er schreibt ihr später: „An der Sache und ihrer Berechtigung zweifle ich keineswegs, sondern daran, ob sie durchgesetzt werden kann. Auch weiß ich noch zu wenig davon, wie Ihre Vereine und Kongresse das Werk anpacken wollen."

„Wenn Sie also wüßten, daß die Arbeit gut angepackt wird, würden Sie mithelfen?"

„Gewiß! Belehren und überzeugen Sie mich, dann will ich für die Bewegung Großes tun."

Sie versprach, ihn in jeder Hinsicht auf dem laufenden zu halten; „ich will trachten, Sie sogar zu begeistern."

„Versuchen Sie das! Ich liebe nichts so sehr, als mich begeistern zu können." Prophetisch fügte er hinzu: „An dem Tage, da zwei Armeekorps einander in einer Minute werden vernichten können, werden wohl alle Kulturvölker ihre Truppen verabschieden."

Die beiden sahen einander nicht wieder, aber sie blieben in schriftlicher Verbindung und das Ergebnis war, daß aus dem Saulus ein Paulus wurde. Schon anfangs 1893 schrieb er ihr:

„Glückliches Neujahr für Sie und für den hochherzigen Feldzug, den Sie so kraftvoll gegen die Unwissenheit und die Dummheit führen. Auf Ihre neuerliche Bitte, ich möge für die edle Sache etwas erkleckliches tun, erwidere ich, daß ich testamentarisch einen Teil meines Vermögens als Preis bestimmen möchte, der alle fünf Jahre dem oder denjenigen zuzusprechen wäre, der oder die die Friedfertigung Europas um den größten Schritt vorwärts gebracht hätte. Ich denke dabei nicht einmal noch an Abrüstung oder obligatorische Schiedsgerichte; wohl aber sollte man bald dahin gelangen, daß alle Staaten sich solidarisch verpflichten, gegen jeden Zuerst-Angreifer gemeinsam vorzugehen. Wenn der Dreibund statt dreier Länder sämtliche Staaten umfaßte, wäre der Friede auf Jahrhunderte gesichert."

Und drei Wochen vor seinem Tode, 1896, schrieb er ihr: „Ich bin entzückt von den Fortschritten der Friedensbewegung dank den Vorurteile- und Wolken-Zerstreuern, unter denen Sie einen so hohen Rang einnehmen — das ist Ihr eigentlicher Adelstitel." Nach der ersten Verteilung des Friedenspreises schickte ihr Henri Dunant, der Schöpfer des Roten Kreuzes, ein langes Dankschreiben, wobei er seinen Dank mit den Worten begründete: „Dieser Preis ist Ihr Werk, denn Sie sind es, durch die Herr Nobel in die Friedensbewegung eingeweiht worden, und auf Ihr Zureden machte er sich zu deren Förderer."

Der Gedanke, das z. T. durch Kriegsmaterial erworbene Vermögen Friedenszwecken zu widmen, war also durch die Einwirkung Berta v. Suttners in Nobel gewachsen. Diese Friedensstiftung brachte den Erblasser darauf, auch für literarische und wissenschaftliche Zwecke Preise zu schaffen.

Als 1901 die erste Zuerkennung von Preisen stattfinden sollte, erwartete man mit Recht, daß der Friedenspreis B. v. Suttner zufallen müsse. Die Eingeweihten wußten, daß dies auch Nobels Absicht gewesen wäre. Aber erst im 5. Jahre und erst nach dem energischen Eingreifen des dem Preisausschuß angehörenden Dichters Bjoernstierne Bjoernsen, nach einem Pressefeldzug, den Bjoernsen und der Unterzeichnete führten, wurde die Kurzsichtigkeit der Preisrichter überwunden und der Preis Berta v. Suttner zugesprochen. Man konnte sich nur so schwer entschließen, eine Frau auszuzeichnen ... die Frau, der die ganze Stiftung zu verdanken ist.

L. Katscher.

* Ausführliches darüber in „Memoiren" der B. v. S., Stuttgart 1909.

Einschneien.

Kein Zweig regt sich.
Kein Ast beginnt zu schwingen.
nur Wolken wandern
ruhlos in die Ferne
und Stille lagert,
wie ein Feind, im Tal.
Dann fällt das erste,
kleine Flockenpaar,
so zaghaft schwebt es,
ganz, als ob es träume.
Ein zweites, drittes folgt,
ein Wirbeltanz
von lichter Weiße,
hellem Flaumgefieder.
Und plötzlich stürmt
ein grauer Riesenvogel
die sanfte Brust
des mädchenweinten Tags.

Gertrud Bürgi.

Möglichkeiten tänzerischer Darstellung.

Von Trudi Schoop.

Tanz als Kunstform will das Ideal absoluter Harmonie darstellen, und zwar im Symbol harmonisch komponierter Bewegtheit des menschlichen Körpers. Je nach dem Charakter des einzelnen Tänzers sucht er sein künstlerisches Ideal mehr im formalen oder mehr im ausdrucksmäßigen Tanz darzustellen. Es ist kein Zweifel, daß der formale Tanz das künstlerische Ideal harmonischer Bewegungskomposition unmittelbarer gestaltet als die ausdrucksmäßige Tanzform. Die formale Tanzkunst ist denn auch, wenn man so sagen darf, wirklichkeitsfremder Art, ein abstraktes Gebilde. Der Ausdruckstanz ist zwar von derselben künstlerischen Sehnsucht erfüllt wie der formale Tanz, will diese aber nicht an sich, das heißt in wirklichkeitsfremder Abstraktheit, darstellen. Im Gegenteil, die Wirklichkeit gibt dem Ausdruckstänzer gerade den Stoff, an dem er sein Ideal harmonisch komponierter Bewegung verwirklichen kann. Er ist der Welt zugewandt, der psychologische Tänzer.

Diese beiden wesentlichen Richtungen in der Tanzkunst sind, wie angedeutet, bedingt durch die menschliche Eigenart des Tänzers. Der formale Tänzer ist wohl ein vorwiegend religiöser Typ, relativ beziehungslos zu der realen Welt. Er ist hingegeben an den Rhythmus, der ihn beseelt und der ihm als Norm gilt für das rhythmische Geschehen überhaupt. Der Ausdruckstänzer hingegen ist vor allem auf die Vielfalt der Lebensäußerungen eingestellt, es interessiert ihn die Fülle der Erscheinungen. Frei von jedem Kultbedürfnis seines innern Ideals sucht er hinter den Lebensäußerungen der Umwelt den spezifischen Rhythmus zu erleben. Dem formalen Tänzer ist das rhythmische Ideal Stoff und Form zugleich. Dem ausdrucksmäßigen Tänzer ist das rhythmische Ideal formgebendes Gesetz, während er den Stoff aus der Problematik des Lebens schöpft. Der formale Tänzer ringt mit einem Ideal. Der Ausdruckstänzer kämpft mit Themen.

Wie groß sind nun die Möglichkeiten tänzerischer Darstellung? Diese Frage kann sinnvoll nur für den Ausdruckstanz gestellt werden. Für die formale Tanzkunst kann es sich ja nur um den Grad der Vollkommenheit handeln, in der sie ihr künstlerisches Ideal darstellt, der Gegenstand ist ja immer ein und dasselbe: Harmonie, absolute Harmonie. Der Ausdruckstanz jedoch steht einer Welt von Themen gegenüber — gibt es da stoffbedingte Grenzen?

Alle Aeußerungen der menschlichen Seele geben sich in Bewegungen kund, und diesen Bewegungen eignet ein spezifischer Rhythmus. Ein Gelehrter, der am Schreibtisch sitzt, über Bücher geneigt, oder Bücher schreibend ... ein Dozent, der hinter dem Pult höhere Mathematik verkündet ... eine Frau, die Toilette macht oder eine Männergesellschaft beim Kartenspiel ... Kellner, die sich langweilen oder Geschäftsleute, die sich wichtig nehmen: was immer der Mensch tut, er äußert sich (und wenn auch noch so diskret) in Bewegungen und diese Bewegungen haben ihren persönlichen Rhythmus, und gerade auf diese individuelle Art des jeweiligen Rhythmus kommt es an. Diese Individualität des Rhythmus offenbart die Grundstimmung, aus welcher der betreffende Mensch handelt: ob der Gelehrte sich einkapseln will, ob der Dozent ein Alleswisser sei, ob die Dame über Mangel an Beachtung zu klagen hat, ob jeder dieser Spieler wenigstens einmal pro Tag auftrumpfen will, ob Kellner sich in ihrer Langweile gefallen, ob Geschäftsleute den Mitmenschen nur nach dessen Kaufkraft beurteilen.

Merkwürdig, gerade in diesem Rhythmus drückt sich der Mensch unbewußterweise eindeutiger aus als in der bewußteren Form der Sprache und der Schrift. Der Rhythmus einer Bewegung — für ein gutes Gehör ist der persönliche Rhythmus auch in der Sprache und für ein gutes Auge in den Schriftzügen erkennbar — ist die persönlichste Aeußerung des Menschen. Der Rhythmus ist durch keine Schulung schablonisierbar. Er ist in jedem Augenblick eine neue, für den Menschen typische Schöpfung.

Es kann also unbeschränkte Möglichkeiten tänzerischer Darstellung, das heißt unbeschränkte Themen des Ausdruckstanzes geben. Die Grenzen des Ausdruckstanzes liegen nicht im Stoffgebiet, sondern vielmehr in der individuellen Fähigkeit des einzelnen Tänzers, die menschliche Bewegungsfülle auf die charakteristischen Rhythmen zurückzuführen und sie darzustellen. Aus diesen individuell bedingten Grenzen dürfen aber keine objektiven Grenzen konstruiert werden. Ich weiß nicht, ob es ein Mangel an Ueberlegung oder der Antrieb aus persönlicher Unzulänglichkeit ist, wenn von formalen Tänzern dem Ausdruckstanz die tänzerische Qualität abgesprochen wird.

Ausdruckstanz ist nicht stummes Schauspiel, Ausdruckstanz ist nie und nimmer eine Ableitung vom Schauspiel, sondern eine absolut reine tänzerische Schöpfung, die mit dem Schauspiel nur das Prinzip thematischer Darstellung gemein hat. Aber das Thema des Ausdruckstanzes muß durch die Sprache des Rhythmus verstanden werden, der Ausdruckstanz muß uns als Rhythmus packen und der Rhythmus uns das Thema erkenntlich machen.

Grethe Auer
eine Schweizer Dichterin im Ausland.

Der neueste Bericht der Schweizer Schillerstiftung erinnert uns wiederum an eine im Auslande lebende sehr erfolgreiche Schweizer Schriftstellerin: Grethe

Führerherrschaft und Demokratie.

II.

Du bist also bereit, liebe Nichte, der Tante möglichst unbefangen auch weiterhin zuzuhören? Ich danke Dir für die rücksichtsvolle Beifügung: „sofern Du die Mühe des Schreibens nicht scheust angesichts der Möglichkeit, mich nicht überzeugen zu können." Ja, weißt Du denn schon, wovon ich Dich überzeugen will? ob ich Dich überhaupt überzeugen will? Soll ich Dir sagen, was ich gerne möchte? Dir zeigen, daß auch bei der ältern Generation die Fragen ernsthaft erwogen werden, die Euch umtreiben. Ich habe nicht die Absicht, Dich „ins demokratische Lager" hinüberzuziehen. Manchmal wenn ich Leute höre, die mit religiöser Inbrunst und großem Pathos die Demokratie verherrlichen, kommen mir Zweifel, ob ich selber in jenem Lager stehe. Aber d i e Absicht habe ich, Dich sehen zu lassen, wie sich die Dinge von meinem Blickpunkt aus darstellen (ist man nicht sehr ausschließlich in Euerm Kreis?). Vielleicht werden wir zum Schluß feststellen, daß unsere Standorte weit auseinanderliegen und sich nicht nähern lassen. Aber wir werden mit einem Händedruck scheiden und mit der Achtung vor der Meinung des andern. Das, scheint mir, tue heute vor allem andern not, sei nötiger in unserm Schweizerland, als daß man einander überzeugt und in irgendein Lager hinüberzieht.

Diesmal werden wir also die Demokratie zu Gast bitten und hören, was sie uns zu sagen hat; dann wollen wir ihr unsere Fragen und Einwände vorlegen. — Ich herrsche d u r c h das Volk ü b e r das Volk, so sagt sie uns. Alle Volksgenossen rufe ich auf, daß sie suchen, was dem Volk zum Guten diene, und das gemeinsam erstreben. Ein jeder muß mittragen an der Verantwortung für alle. Das geziemt sich für ein Volk, das auch durch die finstern Zeiten des Absolutismus die Erinnerung daran hindurchrettete, daß sein Ursprung das Zusammenstehen freier und gleichberechtigter Männer gewesen war. Wollt ihr mich wahrhaft kennen, so geht in die Landsgemeinde. Dort seht ihr sie alle beisammen, um die Angelegenheiten des Landes zu ordnen. Gewiß, Tüchtige und Untüchtige sind nebeneinander, und die Stimmen der einen zählen so viel wie die der andern. Aber an den Tüchtigen ist es, sich Gehör zu verschaffen. Denn auch ich brauche die Führer, aber nicht die Führer als unumschränkte Herrscher, sondern als Gleiche unter Gleichen, die überzeugen müssen, wo die andern befehlen. „Aufklären, zur Mitarbeit erziehen", sage ich; „verfügen, gehorchen" sagen die andern. Mein Weg ist mühsamer, aber er führt zu einem erstrebenswertern Ziel. Wohl einem Lande, das nicht durch die Willkür weniger, sondern durch die verantwortungsbewußte Mitarbeit aller regiert wird!

Ich sehe ein Lächeln auf Deinem Gesicht, während die Demokratie also spricht. Dein Lächeln sagt: „Illusionen eines überlebten Idealismus", ohne daß Deine Lippen die Worte formen. Ich darf Dich aber vielleicht daran erinnern, daß auch Du einen Idealzustand im Auge hattest, als Du Deinen Führergedanken entwickeltest. Damit fällst Du unter das Gericht Deines eigenen Lächelns. Das hindert freilich nicht daran, daß auch hier ein Einwurf berechtigt ist, und zwar derselbe, den ich auch Dir machte: Wie wirkt sich nun aber dieser schöne Grundgedanke in unserer menschlichen Tatsächlichkeit aus?

Bei der Beantwortung dieser Frage brauche ich nur die kritischen Bemerkungen zusammenzufassen, die Du je und je im Gespräch fallen gelassen hast. Du hast also sozusagen das Wort. — Verantwortungsvolle Mitarbeit aller zum Besten des Ganzen: wie naiv klingt das doch! Als ob je alle darin übereinstimmten, was dem Besten des Ganzen dient! Die Besinnung darüber muß notgedrungen zu Spaltungen, zu Rissen durch den Volkskörper führen. Wo bleibt dann euer einig Volk von Brüdern? Und wenn es noch so wäre, daß aufrichtig nach dem Besten des Landes, so wie es jeder nun einmal versteht, gesucht würde! Wir wollen doch ehrlich sein: Nicht das so oder so verstandene Interesse des Ganzen gibt in den meisten Entscheidungen des Einzelnen den Ausschlag, sondern sein ganz kleines persönliches Interesse, bestenfalls dasjenige der Partei, der er angehört. „Interessenpolitik", diese Anklage gegen unsern heutigen Zustand, deren Berechtigung niemand bestreitet, spricht das Todesurteil über die Demokratie. Mit der Interessenpolitik hängt zusammen, wie Ursache und Wirkung, die Kompromißpolitik, vor der die junge Generation nur den ungeheucheltsten Abscheu hat.

Zudem liegt in der Verantwortung, die dem Einzelnen übertragen werde, ein gut Stück Selbsttäuschung, gar Heuchelei. Er muß über Dinge abstimmen, die er nun einmal einfach nicht übersehen oder beurteilen kann und für die er eigentlich auch keine Mitverantwortung übernehmen dürfte. Wie viele sind wirklich urteilsfähig in Fragen der Getreideversorgung, der Zollansätze, der Nutzbarmachung der Wasserkräfte, um nur einiges zu nennen?

Wohl läßt sich theoretisch eine Synthese von Führertum und Volksherrschaft denken; aber wie steht es in der Wirklichkeit? Ist es nicht so, daß in unserer schweizerischen Demokratie für Menschen mit wahren Führerqualitäten keine Verwendung ist, die Mittelmäßigkeit dagegen gehegt und gepflegt wird? Wer Interessenpolitik treibt, sucht nicht nach Führern mit weitem Blick und weitem Herzen, sondern nach solchen, die seine allerengsten persönlichen oder seine engen Gruppeninteressen zu verfechten bereit sind. Ist es nicht auffällig, daß wir nicht viele Politiker haben, die über die Parteigrenzen hinaus, ja auch nur innerhalb dieser Grenzen Achtung genießen? Es ist ja auch wenig verlockend für wahrhaft tüchtige, weitblickende Menschen, ihre Kräfte an eine Arbeit zu setzen, die ihnen das Volk unter Umständen nach jahrelangen Bemühungen durch einen Federstrich in der Volksabstimmung zunichte macht. Niemand kann ihnen verdenken, wenn sie ihre Kräfte lieber an ein fruchtbareres Werk setzen.

Manches, was hier über den politischen Führer gesagt worden ist, gilt auch für andere Personen, die Führeraufgaben zu erfüllen haben. Wenn bei uns ein Lehrer, ein Richter zu wählen ist, fragt da das Volk in erster Linie nach der beruflichen Qualität, nicht vielmehr nach der Parteizugehörigkeit? Und dazu gibt es Leute, die an ihren heutigen Wahlbefugnissen noch nicht genug haben, sondern die Wahl der Bundesräte, der Bundesrichter durch das Volk verlangen! Wird unsere Demokratie nicht allmählich zur Karrikatur? Kann man von den Jungen verlangen, daß sie noch mittun?

Es ist in der Tat kein schmeichelhaftes Bild, das auf Deine Einflüsterungen hin von unserer Demokratie entstanden ist. Aber lassen wir es für heute einmal so auf uns wirken. Es verlangt ernste Prüfung, der wir nicht aus dem Weg gehen wollen. Dies ist freilich nicht mein letztes Wort. In kurzem werde ich Dich noch einmal um Gehör bitten, wenn ich Dir das vorlege, was sich mir aus unserer Gegenüberstellung ergeben hat.

Inzwischen grüßt wie immer

Deine Tante D.

Frauenbewegung und Fascismus.

Zur Antwort auf die Betrachtung in Nr. 46 „Wandlung in der Frauenbewegung".

Wenn nahe unserer Grenze eine Epidemie wütet, müssen wir fürchten, daß die Krankheit auf unser Land übergreift. Das gilt auch für geistige Seuchen. So ist jetzt unsere Frauenbewegung in Gefahr, vom Fascismus infiziert zu werden.

Ein Beweis dafür ist der Artikel „Wandlung in der Frauenbewegung" in Nr. 46 des schweizerischen Frauenblattes. Die Verfasserin fordert darin auf, die Ziele und Bestrebungen der Frauenbewegung dem Ruf der neuen Zeit entsprechend zu ändern. Die Frauenbewegung habe bis dahin ihre wahren Aufgaben verkannt; sie sei zu rationalistisch orientiert gewesen, und sei beispielsweise der Unterdrückung seelischer Werte nicht genügend entgegengetreten. Der Fascismus habe das Verdienst, das Irrationale und Seelische wieder stärker zu betonen, und vaterländische und religiöse Gefühle neu zu beleben.

Irrational ist der Fascismus, darüber sind wir einig. Mit der Vernunft läßt er sich nicht begreifen. Seine Theorien entbehren einer wissenschaftlichen Grundlage, sondern wurzeln in Mystik und Romantik. Sein Erfolg bei den Massen liegt darin begründet, daß er den mit den bestehenden Zuständen mit Recht Unzufriedenen etwas Neues verheißt. Und zwar verspricht er jedem Stand das, was sich dieser wünscht: dem Arbeiter Arbeitsmöglichkeit und Schutz vor Ausbeutung, dem Bauer Entschuldung seines Besitzes, dem Mittelstand Schutz des Gewerbes und Kleinhandels, dem Großkapital Rettung vor dem Bolschewismus. Wie er dieses Ziel erreichen wird, ist zwar nicht klar, aber der Glaube, daß er das schaffen wird, macht allein schon selig. — Wo aber sind die seelischen Werte, die er nach Auffassung der Verfasserin frei gemacht hat? Judenverfolgung, Konzentrationslager, fascistische Justiz zeugen nicht gerade von einer Vertiefung des Gemüts. Daß eine Bewegung Millionen Menschen in Ekstase versetzt, beweist noch nicht ihre Richtigkeit. Auch daß sie in vaterländischen oder religiösen Gefühlen wurzelt, beweist ihren Wert nicht. Man erinnere sich an die Kriegsbegeisterung von 1914, die dem patriotischen Gefühl der Massen entsprang, und eine Periode namenloser Not einleitete. Die Inquisition und Hexenverbrennungen des Mittelalters waren Ausdruck des religiösen Gefühls und betonten in höchstem Maße das Seelische und Irrationale. — Uns aber scheint auch heute noch Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerbeste Kraft, und eine Bewegung, die diese mißachtet, ist für uns erledigt.

Den Frauen versprach der Fascismus die Wiederaufrichtung des zerstörten Heims, Festigung der Familie und vermehrte Heiratsmöglichkeit durch Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Die Frau sollte wieder ihrer natürlichen Bestimmung als Hausfrau und Mutter leben können. — Was ist bis jetzt in dieser Richtung für die Frauen geschehen? Man verdrängt sie aus ihren Stellen (zuerst natürlich aus den guten), um den sie ersetzenden Männern Arbeit und Eheschließungsmöglichkeit zu geben. Was geschieht aber mit den vielen überzähligen Frauen, die keinen Mann finden können? Was machen die Verheirateten, wenn trotz Ehestandsdarlehen der Verdienst des Mannes nicht ausreicht, die nach fascistischem Ideal möglichst zahlreiche Familie zu ernähren? Es besteht für die Frau keine Möglichkeit mehr, durch Berufsarbeit zum Wohlstand der Familie beizutragen. Wenn sie aber als tüchtige Hausfrau sich größter Sparsamkeit befleißt, möglichst viel selbst herstellt und wenig Geld ausgibt, werden dadurch Handel und Industrie geschädigt, die Löhne der Männer sinken, die Heiratsmöglichkeiten verringern sich. Die Wirklichkeit ist vielleicht nicht ganz so schlimm, weil sich praktisch die Frauenberufsarbeit gar nicht ausschalten läßt. Aber wir werden es erleben, daß aus der höheren und besser bezahlten Arbeit die Frau verdrängt wird, die untergeordnete und schlecht bezahlte Lohnarbeit wird man ihr kaum strittig machen. Das bedeutet für die Frauen nicht nur eine materielle Benachteiligung, sondern eine Verringerung an Glücksmöglichkeit überhaupt, denn für viele Frauen in und außer der Ehe bedeutet eine erfolgreiche und befriedigende Berufstätigkeit Lebensglück und Lebensinhalt.

Ausgangspunkt der Frauenbewegung und maßgebend für ihre Forderungen war die Erkenntnis, daß durch die Entwicklung der Technik und die Umgestaltung der Wirtschaft sich die Lage eines großen Teils der Frauen verändert hat. Die Frau wurde aus der Heimarbeit in die Berufsarbeit geführt, aus dem Haus in die Oeffentlichkeit. Das ist kein Notstand, sondern der der heutigen wirtschaftlichen Entwicklung entsprechende Normalzustand. Nur muß die Frau, wenn sie unter den gleichen Bedingungen wie der Mann leben muß, auch die gleichen Möglichkeiten haben, sich zu entwickeln und sich zu schützen. Daher die Forderung nach wirtschaftlicher und politischer Gleichberechtigung. Die Frauenbewegung begründet ihre Forderungen nicht damit, daß Mann und Frau gleich seien. Sie sieht im Gegenteil in der Ungleichartigkeit der Geschlechter ein wichtiges Argument zu ihren Gunsten. Die Frau soll die Möglichkeit haben, ihren Einfluß auf Staat und Wirtschaft geltend zu machen, damit auch ihre Eigenart berücksichtigt und ihre spezifisch weiblichen Interessen besser gewahrt werden.

Der Fascismus ist ein Feind der Frauenbewegung. Ohne Rücksicht auf historische Entwicklung und veränderte wirtschaftliche Grundlagen sucht er ein für die Vergangenheit passendes Ideal wieder aufzurichten, indem er die Frau aus Beruf und Oeffentlichkeit verdrängt und auf Küche und Kinderstube beschränken will. Aber Hitler kann das Rad der Geschichte nicht rückwärts drehen, wohl aber kann und wird er Tausende von Frauenexistenzen schädigen und vernichten.

Wir wollen hoffen, daß die schweizerische Frauenbewegung diese Gefahr rechtzeitig erkennt und den Fascismus energisch bekämpft. Ihre alten Forderungen bestehen auch weiterhin zu Recht. Wenn scheinbar die junge Generation sich nicht mehr mit der gleichen Begeisterung für die Frauenbewegung einsetzt, liegt der Grund wohl darin, daß ein großer Teil ihrer Ziele erreicht ist. Wir erfreuen uns einer weitgehenden wirtschaftlichen Gleichstellung mit dem Mann. Der Frau stehen fast alle Berufe offen. Sie kann in Staats- und Privatbetrieben befriedigende Stellen erlangen. Die politische Ungleichheit spürt man weniger am eigenen Leib als die wirtschaftliche. Auch hat die Frau mehr Gelegenheit als früher, sich politisch zu betätigen. Das Stimmrecht liegt sozusagen in der Luft; es ist nur eine Frage der Zeit, wann es auch bei uns kommen wird. Der Mensch hat aber die Gewohnheit, sich für das, was er besitzt, nicht mehr zu begeistern. Es erscheint einfach selbstverständlich. Wie uns die Elektrizität und andere technische Fortschritte, an die wir gewöhnt sind, nicht mehr besonders begeistern, so fallen uns auch die Errungenschaften der Frauenbewegung nicht mehr auf. Erst ihren Verlust würden wir bitter spüren.

Ich will damit nicht behaupten, daß der Frauenbewegung nicht noch viel Arbeit übrig bleibt. Es wäre wirklich wünschenswert, daß ihr frische Kräfte zuströmten. Vielleicht vermag die drohende Gefahr des Fascismus die Schweizerfrauen aufzurütteln, und die Begeisterung für unsere gute Sache neu zu entfachen!

H e d w i g K u h n, Dr. med.

Martin Luther-Worte

über Liebe und Gesetz

Gott hat Frauen geschaffen zu Ehre und Hilfe dem Manne, darum will er Frauenliebe unverboten und unverachtet haben. Das Fleisch und der Teufel lehren der Frauen allein zur Unehre brauchen, daß man eine nach der andern zuschanden mache. Das heißt nicht Frauen lieben, sondern Unzucht und Schande an den Frauen lieben und suchen und sie nicht wie Frauen, sondern wie Huren halten und achten, daß sie hinfort niemand lieb noch wert haben mag. Aber Gott will, daß man sie halte und achte wie Frauen und tue das gern und mit Liebe. Das ist: ehelich soll man sie haben und mit ehelicher Liebe bei ihnen bleiben. Das gefället Gott wohl. Aber es ist Kunst und Gnade.

Also muß es ja sein, daß sie die Leut nach dem Gesetz und Werken schicken, wo sie können und ihnen gut ist. Aber wiederumb, wo es ihnen schädlich ist, soll wahrlich das Gesetz sich beugen und weichen, und der Regierer klug sein, daß er d e r L i e b e R a u m l a s s e und die Werk und Gesetze aufhebe .... Daß ain Richtter klug und weyß soll sein und sehen, wa er die gestrengkait des Rechts meßygen und temperieren muß und ain recht das ander auffhebet.

Eyn recht gut urteyl das muß und kan nicht auß Büchern gesprochen werden, sondern auß freyem synn daher, als were keyn buch. Aber solch frey urteyl gibt die liebe und naturlich recht, des alle vernunfft voll ist. Auß den büchern komen gespannen und wanckende urteyl.

über den Krieg

Man muß den Krieg scheiden, als daß etlicher aus Lust und Willen wird angefangen, ehe dann ein ander angreift, etliche aber wird aus Not und Zwang aufgedrungen, nachdem er ist von einem andern angegriffen. Der erst mag wohl ein Kriegslust, der andre ein Notkrieg heißen. Der erst ist des Teufels, dem gebe Gott kein Glück. Der ander ist ein menschlich Unfall, dem helfe Gott. — — Angreifen aber und mit Krieg zuvorkommen wollen, ist in keinem Weg zu raten, sondern aufs Allerhöchste zu meiden. Denn da stehet Gottes Wort: Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.

— — — — — — — — — — —

Man halt Friede, so lang man immer kann, wenn man ihn gleich um alle das Geld kaufen sollte, das auf den Krieg gehen und durch Krieg gewonnen werden möcht. Es erstattet doch nimmer der Sieg, das verloren wird durch den Krieg.

— — — — — — — — — — —

Wenn ein Fürst wollte kriegen, der eine offenbar unrechte Sache hätte, dem soll man gar nicht folgen noch helfen, dieweil Gott geboten

---

A u e r, die ebenfalls von der Schillerstiftung ausgezeichnet worden ist.

Ein Schweizer Kind, die Tochter des Architekten Professor Hans Auer, Erbauer des Bundespalastes in Bern, aber in Wien geboren, in dessen heiterer Atmosphäre sie heranwuchs, folgte Grethe Auer als Siebzehnjährige ihrem Bruder nach Marokko Sie lebte dort 6 Jahre in der Hafenstadt Mazagan. Mit den vor kurzem neu aufgelegten „Marokkanischen Erzählungen" hat die Dichterin begonnen. Sie sind ein herzensheißer Dank an das schöne fremde Land, dessen Seele ihren offenen Sinnen sich auftat, dessen braune Menschen sie lieben und verstehen lernte; eine höchst reizvolle, eigentümliche Mischung von Erlebnis und Dichtung. Ihr nächstes Buch brachte eine Ueberraschung. Grethe Auer trat als geschichtliche Erzählerin hervor. Mit einer Kraft und Kühnheit, die an die höchsten Proben dieser Kunstart gemahnt, tauchte die Dichterin auf den Grund einer versunkenen Welt, des Sonnenkönigreichs Ludwig XIV., nieder und hub ein farbig schimmerndes reiches Lebensbild empor. Was die Erzählerin als einen Fund ausgab: „Der Chevalier von Roquesant", war von ihr rein erfunden. Ihr zweites Romanbuch erzählt wiederum die Geschichte eines Arabers: „Dschilali".

Sie war so verwurzelt mit dem Wüstenboden Marokkos, daß sie sich selbst geradezu als Wüstentochter fühlen konnte. Deshalb mochten ihr auch ihre Dichtungen so wundervoll gelingen. Man erblickt mit ihr auf fernen Anhöhen einen einsamen Palmenbaum, der sein Panier still in den klaren Morgenhimmel emporreckt oder betritt die Ruinenstädte der Wüste, weißschimmernd in der Sonne, mit Türen, die sich öffnen möchten, mit Straßen und Plätzen, die belebt sein könnten vom Treiben des Marktes; aber alles ist still, öde und verschüttet. Man liegt hingestreckt am Lagerfeuer, blickt in den sinkenden Abend und wird aufgeschreckt durch blökende Hammelherden, die heimwärts ziehen. Aber inmitten dieser Buntheit äußerer Ereignisse, zwischen Wüstenrand und Atlasgebirge, zwischen Oelbäumen und Orangenblätterkuppeln, zwischen den eigenartigen hohen Häusern aus rotem Lehm und rohen Steinen, ohne Fenster, an den engen Straßen, da erleben wir wundervolle kleine Liebesgeschichten und die große Tragödie eines untergehenden Volkes.

Ihre tiefe Liebe zum marokkanischen Lande führt sie immer wieder in ihren Werken dorthin zurück. So auch wieder in der köstlich feinen Berbergeschichte „Ibn Chaldun", die als ein Meisterstück gelten darf.

Bedeutende Literarhistoriker sagen von Grethe Auer sie sei eine einzigartige historische Epikerin unter den zeitgenössischen Schriftstellern und eine meisterliche Gestalterin des menschlichen Herzens; in ihren Novellen aber offenbare die Dichterin voll ihr weibliches Mitempfinden mit den ausschließlich meisterliche Gestalterin des menschlichen Herzens; der Liebe, der Ehe, des Glücks und Schicksals. („Gabrielens Spitzen", „Die Seele der Imperia", „Suite in Dur".)

Vielleicht tragen auch diese Zeilen dazu bei, nebst der Auszeichnung durch die Schillerstiftung, unsere im Auslande (Berlin) lebende Landsmännin-Dichterin, auf die wir stolz sein dürfen, noch heimischer und vertrauter bei uns zu machen, als dies bisher der Fall war.

Dr. K.

Maria Waser:

Begegnung am Abend.

Ein Vermächtnis.*

„Wenn ich es unternehme, in diesen Blättern das Andenken und Bildnis eines Menschen festzuhalten, so wage ich es nicht einmal, seinen Namen darüber zu schreiben, so gebietend spüre ich die Grenzen meiner Befugnis; denn weitab von den meinen lagen seine beruflichen Wege, und ich muß ihn, wenn er selbst es auch nicht zugeben würde, zu den Großen rechnen. Mögen jene, die seinem Berufe nahestanden, die seinen menschlichen Maßen nahe ommen, mögen die Vertrauten seiner starken wirkenden Jahre, seine Fachgenossen, seine Schüler, seine Kranken von dem weltbekannten Forscher, dem großen Lehrer, dem wundertätigen Arzte berichten und mag ein Mann der Wissenschaft das Buch schreiben, das den Namen des Gelehrten zu tragen verdient: mir kommt es nur zu, von meiner späten Begegnung mit dem Menschen Constantin von Monakow zu erzählen und von dem, was sie mir bedeutet."

Mit solch einer edlen Scheu geht Maria Waser an die Verwirklichung ihres schicksalshaft bedingten Auftrages, der sie heißt, ein Lebensbild des Freundes zu schaffen. Aber diese Scheu hat mit Kleinmut und Schwäche nichts zu tun, konnte sie doch in der spürbar strengsten Konzentration aller geistigen und seelischen Kräfte überwunden werden, das Werk sich formen und runden. Wie dürfte der Leser, nach raschem Genusse haschend, nach eilfertigem Urteil süchtig, an eine solche Leistung herantreten? Nur wenn er in sich ein Etwas vom Arbeitsernst der Biographin wirksam machen kann, wird er zum Verständnis bereit sein. Dann aber wird er nur mit behutsamer Hand es wagen, hier einen ihm erkennbaren Zusammenhang aufzuweisen, dort ein ihm bedeutsam gewordenes Wort herauszuheben.

Wenn zwei Menschen in einer bestimmenden Begegnung sich treffen und finden, werden ihnen von hier aus rückschauend alle bisher begangenen Wege als Zugang, Uebergang zu ihr, vielleicht als Ablenkung oder Verirrung, von neuer Wichtigkeit sein und in neuem Lichte aufglänzen. In solchem Sinne gibt sich Maria Waser Rechenschaft über ihre ganze geistige Entwicklung, zeigt ihre Verstrickungen in die geistig-seelischen Nöte der Zeit, deckt Zweifel und glaubenswillige Sehnsucht der Jugendjahre auf, Qualen und Freuden langsam, mühsam sich bildender Lebenseinsicht und Weltbetrachtung, die in Constantin von Monakows Lehre die ihr gemäße und für sie gültige Form zu finden bestimmt war.

Es mag auf den ersten Blick befremden, daß Maria Waser als geisteswissenschaftlich orientierter Mensch in so weitgehendem Maße sich mit den Ideen eines Hirnanatomen und Nervenarztes in Uebereinstimmung setzen kann. Wenn man aber der feinen Spur folgen darf, die von ihrem Vater, dem Arzte, zum Werke von Monakows hinweist, wenn man über dem Leben der Dichterin wie des Forschers das Bild des Sokrates und die Ideen seines Daimonion an bestimmender Stelle findet, wenn man Maria Waser aus der Kenntnis ihres dichterischen Schaffens als eine im wahrsten Sinne Lebensgläubige ansprechen kann und die streng gebaute Gedankenwelt des Gelehrten in einer ebensolchen Lebensgläubigkeit gipfeln sieht, dann löst sich das Rätsel zu schöner Einsicht.

Maria Waser weiß es als eine Bevorzugung des Geschickes zu werten, daß ihr der Zugang zum Werke Constantin von Monakows als der Schülerin und Vertrauten seiner letzten Jahre in freundschaftlichem Gespräch vermittelt und erleichtert wurde, daß „die Ergebnisse seiner Wissenschaft, seine hohen strengen Gedanken in menschlich warmem Gewande" zu ihr kamen. Durch eine bewunderungswürdige Einarbeitung in die ihr fremden

* Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

hat, wir sollen unsern Nächsten nicht töten noch Unrecht tun.

Zum Mißverhältnis von Mittel und Zweck beim Kriegführen meint Luther, daß man oft „eine Schüssel zerträte, um den Löffel zu behalten".

— — — — — — — — — —

Es ist auch Herzog Friedrich der Aelter, Kurfürst und Herzog Wilhelm von Sachsen, also hart mit einander uneins worden, daß sie mit großem Volk wider einander gezogen sind, hat einer dem anderen großen Schaden getan. Wie sie nu bei Leipzig mit beiden Heern zusammen kommen, daß man schlagen sollte, da hatten sich die Räthe auf beiden Theilen drein geschlagen und gesaget: Es dienet nirgends zu, daß Fürsten, zwar Vettern, sich und ihr Land und Leute also sollten verderben. Und brachtens dahin, daß die Fürsten beide in ihren Kürissen zusammen gingen, auf einen Hügel, der zwischen beiden Lägern gelegen, und mit einander redeten. Da stund auf beiden Seiten das Kriegsvolk und sahe zu. Da sie aber zusammen gingen, stürzten die Messer, und redeten nur ein wenig miteinander: da schlugen sie alle beide die Visier von Helmen auf, redeten weiter, und gaben einer dem andern die Hand. Da das die Drommeter sahen, stießen sie in die Posaunen, und ward eine große Freude im Lager und wurden die zween Herrn mit einander eins, und die irrigen Sachen befohl man den Räthen zu vertragen. Also sollten Fürsten und Herrn noch mit einander reden und für ihre Person eins sein, und ihre streitige Händel durch die Räthe vertragen lassen.

(„Die Frau.")

Ja, sie soll studieren . . .

Zur Frage: Soll die Frau studieren?

Den im „Frauenblatt" erschienenen Artikeln, die zu dieser Frage Stellung genommen und sie — freudig zustimmend oder zögernd und mit Einschränkungen — bejaht haben, ist eines gemeinsam: Sie alle stellen sich auf den (durchaus berechtigten) Standpunkt des Individuums, seiner Existenz-Entwicklungs- und Betätigungsmöglichkeiten. Ich möchte in diesen kurzen Ausführungen einmal von der entgegengesetzten Seite an das Problem herantreten und die Frage so drehen: Was hat die Allgemeinheit davon, daß Frauen studieren; oder: was würde unser Volk dabei verlieren, wenn beispielsweise gewisse frauenstudiums-feindliche Zeittendenzen die Oberhand gewännen und die Frauen wieder aus der Universität hinausgedrängt würden?

So gäbe es zum Exempel keine Lehrerinnen für die sprachlich-historischen und mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer an unsern mittlern und höhern Mädchenschulen. Der Staat verlangt für diese Stufen — mit Recht, wenn man die Ansprüche bedenkt, die heutzutage an den „Schulsack" unserer Mädchen gestellt werden — Ausweise, die nur auf Grund akedemischer Studien erworben werden können. Jene ausgezeichneten Lehrerinnen der guten alten Zeit, die es auf mehr oder weniger autodidaktischem Wege zu einer mitunter sehr hohen geistigen Bildung gebracht hatten, würden heute ganz einfach nicht mehr angestellt! Es wäre aber aus pädagogischen Gründen zu bedauern, wenn der höhere Mädchenunterricht ganz dem Lehrer überlassen bliebe. Denn das wird niemand bestreiten: für das heranwachsende Mädchen, das Mädchen im „schwierigen Alter" wird die Lehrerin — sofern sie überhaupt pädagogische Qualitäten besitzt — ein besonderes Verständnis haben.

Wir hätten keine Aerztinnen. Die Aerztin hat sich aber — als Kinder- und Hausärztin, vor allem als Frauenärztin, als Vertraute und Beraterin der leidenden Frau — einen Platz erobert, auf dem sie schlechterdings unentbehrlich ist. Wer sich für ihre (oft eingeschränkten und geschmälerten) Ausbildungsmöglichkeiten einsetzt, treibt daher nicht einseitigen Feminismus, sondern beweist Einsicht in soziale Notwendigkeiten.

Wir hätten keine juristisch und nationalökonomisch gründlich gebildeten Fürsorgerinnen und Sozialarbeiterinnen. Hier handelt es sich nun um Berufe, für die selbst der grimmigste Antifeminist den Frauen die besondere Eignung nicht absprechen wird, und die selbst im Dritten Reich, das doch für die außerhäusliche Tätigkeit der Frau nicht viel Wohlwollen aufbringt, als Frauenberufe gelten.

Bleiben die Theologinnen, die ja bei uns noch keine volle Gleichberechtigung mit den männlichen Theologen erlangt haben. Angesichts dessen, was sie trotz äußerer Beschränkung als Jugendlehrerinnen, Seelsorgerinnen und Verkünderinnen des Wortes wirken, darf man wohl sagen, daß (um ein biblisches Wort zu brauchen) „Ströme lebendigen Wassers von ihnen fließen" können. Möchten doch unsere Landeskirchen, in denen so viel über die Dürre des geistlichen Erdreichs geklagt wird, diesen Strömen alle Kanäle öffnen!

Wir sehen, es gibt eine Anzahl eminent weiblicher Berufe, in denen die Frau unersetzlich ist und zu denen das Hochschulstudium, den einzigen, oder doch den direktesten und sichersten Weg bildet. Und darüber hinaus gibt es so manches Arbeitsgebiet dessen Beziehung zur weiblichen Eigenart weniger auf der Hand liegt, und in welchem doch die Akademikerin neben dem Akademiker, ihn anregend und ergänzend, Wertvolles leisten kann. An diesen Tatsachen ändert nichts die Ueberfüllung der akademischen Berufe, nichts die gegenwärtig herrschende Wirtschaftskrise. Es ist sicher von Gutem, wenn die bösen Zeiten manches Mädchen (und manchen Jüngling!) zu einer ernstlicheren Prüfung der in unserm Titel enthaltenen Frage veranlassen; stand doch das Frauenstudium in Gefahr, ein wenig Modesache zu werden. Aber es ist tief zu bedauern, wenn durch die Ungunst der Verhältnisse Berufene vom Studium abgehalten werden. Ob der Einzelnen das Studium anzuraten ist, ob Diese oder Jene studieren soll, das hängt den jeweiligen Umständen, den geistigen und, leider! auch den finanziellen, ab. Aber, im Interesse der Allgemeinheit, die Frau, ja, die soll studieren.

Clara Stockmeyer, Dr. phil.

Was sagt die Leserin?

Als Echo auf den Artikel „Audiatur et altera pars" (vergl. Fr.-Bl. Nr 44) sind verschiedene Zuschriften bei uns eingegangen, denen wir hier Raum geben:

In einer der letzten Nummern des „S. Fr. B." wurde dem deutschen Monatseintopfgericht ein Loblied gesungen, begleitet von den gedämpften Klängen eines Hymnus auf die deutsche Erneuerung überhaupt (welche u. a. eine höhere Sittlichkeit und Wertschätzung der Frau mit sich gebracht habe).

Ist es wirklich nötig, uns die Vorzüge des neuen Geistes in Deutschland derart anzupreisen? Mußte die altera pars unbedingt einen Fürsprecher haben? Mir scheint, wir Schweizer neigen ohnehin schon allzusehr dazu, vor den vollendeten Tatsachen zu kapitulieren und den Erfolg anzubeten; und wir Frauen insbesondere begehen sehr leicht den Fehler, daß wir über einer uns sympathischen Einzelheit den Blick für das Ganze verlieren, im vorliegenden Fall über der Realität des Eintopfgerichtes die Idee der Menschlichkeit.

Gewiß können wir von den Nationalsozialisten manches lernen, und in einem Punkt dürften wir sie gar zum Vorbild nehmen: In ihrem unerschütterlichen Glauben an die Güte ihrer Sache. Wir haben einen Staat und eine Volksgemeinschaft, die gewachsen und geworden sind, langsam und leise, nicht aus dem Blut, aus dem Geist heraus. Und wir schauen sie jetzt scheel und zweifelsüchtig an und sind geneigt, sie preiszugeben — um ein Eintopfgericht! Nein, natürlich will ja das auch die Einsenderin nicht, wir zweifeln nicht an ihrer guten Absicht. Aber mir scheint, Gedankengänge, wie die ihrigen, bergen eine große Gefahr: Durch solche Schönfärberei verwirrt sich das gesunde Urteil und trübt sich unser Gefühl. Wir wollen uns nicht bestechen lassen.

M.

*

J. F. In der Nr. 44 des Schweizer Frauenblattes" findet sich unter „Audiatur et altera pars" ein Hymnus auf das von den Nationalsozialisten arrangierte 50 Pfennig-Essen. Vielleicht interessiert es die Leser des Frauenblatts, was eine in Hamburg lebende Journalistin — ein großartig tapferes Menschenkind und sehr gut in ihrem Fach — dazu bemerkt. Sie schrieb mir: ...... Wir haben lachen müssen, als neulich die Bekanntmachung in den Zeitungen stand, daß jeder Deutsche am 1. Sonntag im Monat nicht mehr als 50 Pfennig für sein Mittagessen ausgeben soll. Das, was er sonst mehr für die Mittagsmahlzeit ausgibt, soll für die Winterhilfe sein oder für die Arbeitshilfe usw. Wir haben gelacht, denn unser Mittagessen darf nicht immer 50 Pfg. kosten! Es kostet meist nur 20 bis 30! Und wir leben auch dabei. Natürlich denken wir da fehl, denn es gibt auch Leute, die noch viel weniger haben als wir. Zwar haben sie, die Unterstützung bekommen, mehr als wir zu essen..."

*

Zu dem Artikel Audiatur et altera pars" im „Schweiz. Frauenblatt" erlaube ich mir einen praktischen Vorschlag zu machen: Könnte man nicht die Idee des Eintopfgerichtes auch in andern Ländern durchführen, freiwillig natürlich, und den Ertrag dieses Sparopfers den deutschen Flüchtlingen zukommen lassen? Schon lange frage ich mich, ob denn niemand sich dieser Unglücklichen annimmt; aber bis jetzt habe ich noch von keiner Stelle gehört, wo ich mein Scherflein abliefern könnte. S.

(Ihr Scherflein können Sie abgeben bei der Schweiz. Flüchtlingshilfe, Bern, Monbijoustr. 61 (für sozialist. Flüchtlinge) und beim Israel. Gemeindebund, Zürich, Löwenstr. 10 (für israel. Flüchtlinge). An beiden Stellen wird im Stillen viel Arbeit geleistet. Red.)

Vom Wirken unserer Vereine.

Schweiz. Stiftung für Gemeindestuben und Gemeindehäuser.

Am 29. Oktober hielt die Stiftung ihre Herbstversammlung im „Karl der Große", Zürich, ab. Nachdem der Präsident des Stiftungsrates, Herr a. Seminardirektor Schuster die Versammlung mit einem guten Wort über Sinn und Zweck der Stiftung eröffnet hatte, erfolgte als Mittelpunkt der Vormittagsarbeit ein Referat von Fräulein Marie Hirzel, Präsidentin des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften über die

Trinkgeldfrage

in den Betrieben, die eine wesentliche Seite der Wirtshausreform bildet, wollte man doch mit der Ausscheidung des Alkoholausschanks und des Trinkgelds zugleich einen neuen schönen und geachteten Frauenberuf ins Leben rufen. Ablehnung von Trinkgeld bedeutet ein wichtiges Stück der Charaktererziehung und läßt den Beruf der Serviertochter in einem andern Licht erscheinen als den der Kellnerin, die, weil ungenügend bezahlt, vom Trinkgeld und dem guten Willen des meist männlichen Gastes abhängig ist und ihm daher oft mehr entgegenkommen muß, als es mit der weiblichen Würde vereinbar ist. Trinkgeldverbot nimmt dem Beruf den in unwürdigem Sinn dienenden Charakter; es lassen sich auch leichter Mißhelligkeiten unter dem Personal vermeiden, und für den Gast bildet es einen weitern Vorteil dieser Häuser, denen damit ihr gemeinnütziger Zweck gewahrt bleibt. Freilich muß das Publikum zur Disziplin in dieser Sache noch besser erzogen werden: man sollte da, wo es verboten ist, Trinkgelder anzunehmen, das Personal nicht in Versuchung führen. Es hält denn auch schwer, besonders in ländlichen Gegenden, den Grundsatz durchzuführen. Darüber, ob wenigstens Geschenke angeboten und angenommen werden dürfen, entspinnt sich eine lebhafte Diskussion, in der Fräulein Hirzel temperamentvoll strikte Ablehnung fordert; will durchaus geschenkt werden, dann soll es dem Betrieb zugute kommen, nicht der Person. Der Vorstand der „Alkoholfreien" läßt sich das Wohlergehen seiner Angestellten so sehr angelegen sein, daß er auf diesem Grundsatz, der zu ihrem Schutz nicht zu ihrem Schaden aufgestellt wurde, wohl beharren darf.

Alsdann „erhob man die Hände zum lecker bereiteten Mahle", das die Teilnehmer aus allen Gauen des Landes zu herzlicher persönlicher Aussprache zusammenführte und das bewies, daß in unserm „Karli" Küche und Bedienung in gut geschulten Händen sind.

Der Nachmittag zeigte Wege auf, wie jener zweite und bessere Teil der Gemeindestubenarbeit durchgeführt werden kann: Stätte der Gemeinschaftsbildung und veredelter Geselligkeit zu sein. Das ist ja die große Sorge fast aller Betriebe: wie bieten wir unsern Gästen, vorab der Jugend etwas für Herz und Gemüt, wie stehen wir ihr bei in ihren geistigen Bedürfnissen? Herr Alfred Stern zeigte, wie die Gemeindestube eine Zelle sein könnte für diese neue Singbewegung, die besonders die Jugend überall mächtig zu packen vermag, eine Bewegung, bei der es sich um geistige Werte handelt. Es geht dabei nicht nur um die Art, wie man singt, nämlich nicht konzert- und kunstgesangmäßig, sondern um das Verbundenheitsgefühl in der Gemeinsamkeit. Man singt nicht für andere, sondern für sich selber, für sein eigenes Genügen, kunstlos, aber gefühlsgesättigt, gern in Verbindung mit auflockernder Gymnastik und Volkstanz — das Volkslied in seiner ursprünglichen Form und seinem eigentlichen Wesen. — Diese Sache ist gedacht als offene Singabende in der Gemeindestube, an denen jeder teilnehmen kann, der Freude daran hat, und die später zu regelmäßigen Zusammenkünften führen können mit intensiverer Instrumentalpflege, besonders der Blockflöte, dieses neuerstandenen alten Instrumentes, das sich leicht erlernen und chorisch gut verwenden läßt.

Mit einer Anzahl von Liedern, die Herr Stern mit Teilnehmern seines Singkreises und mit einem kleinen, rasch gebildeten Chor des Personals nach kürzester Vorbereitung vorführte, alten Volksliedern, u. a. einem ergreifend zarten Marienlied, einem Kanon u. a. wußte er die Zuhörer so sehr in den Bann dieser neuen prachtvollen Singbewegung zu ziehen, daß alle Herzen ihr warm entgegen schlugen und manches weiße Haupt sich dafür begeisterte.

So wurde auch diese Jahresversammlung der Stiftung, wie schon so viele andere, zu einem frohen und reichen festtäglichen Erlebnis.

St.

Von Büchern.

Venedig mit der Leica (Verlag Bruckmann, München. 3.— Mk.), v. Rud. Pestalozzi.

„Wenn einer eine Reise tut...!" Rud. Pestalozzi, ein Zürcher, hat uns wirklich „etwas zu erzählen". Auf nur wenigen Seiten Text, vor allem aber in den ca. 70 wundervollen Bildaufnahmen vermittelt er uns ein Venedig, das den Kenner der Stadt entzücken wird und im Nicht-Kenner die Sehnsucht nach der Lagunenstadt erweckt. Es sind Bilder, die weitab vom üblichen, ganz neu aufzeigen, was künstlerische Photographie zu leisten vermag. „Schöne Augenblicke" werden zum Verweilen in die Kamera gebannt; Licht- und Schattenspiele auf den Wasserstraßen, herrliche Einzelheiten venezianischer Baukunst, Volkstypen werden im Bilde festgehalten — ein schönstes Bilderbuch, das berufen ist, zu Weihnachten Freude zu bereiten.

Kleine Rundschau.

Ein erfreuliches Legat.

Der Schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe sind aus einem Legat 2000 Fr. zugekommen. Mögen ihr, die so notwendige Aufgaben im Dienst der berufstätigen Frau zu erfüllen hat, solche nötige Spenden ab und zu werden.

Eine Auszeichnung.

Die in der französischen Frauenbewegung bestbekannte Juristin Suzanne Grinberg, Präsidentin des Verbandes der Juristinnen, ist zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Eine türkische Stadtärztin.

Zum Stadtarzt von Angora ist die Aerztin Badria Rachid Hanem ernannt worden. Dies dürfte die erste Frau sein, deren Obhut die sanitären Verhältnisse einer Landeshauptstadt anvertraut wurden.

Versammlungs-Anzeiger

Bern: Mittwoch, 6. Dezember, 20 Uhr, im Konferenzsaal der franz. Kirche: „Nationale und nationalistische Erziehung", Vortrag von Dr. A. Siemsen. Veranstaltet von der Sektion Bern der Int. Frauenliga für Frieden und Freiheit, der Ortsgruppe Bern des Schweizerischen Lehrerinnenvereins und der bernischen Vereinigung der Akademikerinnen.

St. Gallen: Freitag, 1. Dezember, 20 Uhr, im großen Schützengartensaal. Vortragsabend der Frauenzentrale über „Die Haushaltlehre". Referat von Rosa Neuenschwander.

Zürich: Mittwoch, 6. Dezember, 20 Uhr, im Lyceumklub, Rämistr. 26. Verband der Akademikerinnen, Sektion Zürich: Vortrag von Dr. Elsa Gasser-Pfau: „Was geht uns Frauen die Währungspolitik an?"

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);
Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Tel. 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142, Tel. 22,608.

Wo ist das Kraft spendende Getränk, das wie eine Tasse Milch-Banago fix fertig nur auf 11½ Cts. zu stehen kommt? Kein Frühstück ohne Banago!

P 3397 Q

P 80 G

ASTRA, Fett- und Oelwerke A.-G., Steffisburg

P 213 Y

Wissensgebiete der Biologie, Physiologie und Psychologie, so wie sie bei Monakow sich darstellen, hat sie diese Bevorzugung gelohnt. Eine letzte Dankschuld weiß sie durch die Vermittlung seines Weltbildes an ihre Laienleser abzutragen. Mögen ihnen auch diese gedankenbefrachteten Kapitel nicht als leichte Lösungen geschenkt, sondern als ernstliche Aufgaben überantwortrt werden, so ist doch Maria Waser ihrem Verständnis durch die enge Verbindung wissenschaftlicher Belehrung mit biographischer Darstellung hilfreich. Die sichtbar werdende Einheit von persönlichem, privatem Leben und wissenschaftlicher Betätigung, die wesenhafte Uebereinstimmung von Mensch und Lehre entkräftet auch den allfälligen Wunsch nach einer strengeren Gewaltentrennung zwischen den Bereichen des sachlich darstellenden Biographen und jenen andern des Dichters, der die verklärten Bilder seines eigenen kostbaren Erinnerns heraufbeschwört.

Aus bekenntnishafter Mitteilung des Freundes, durch Wort und stumme Verbundenheit gleich wie durch das Medium der Musik, aus seinen ihr zugänglichen Briefen und schriftlichen Selbstdarstellungen schöpft Maria Waser eine umfassende und eindringliche Kenntnis des ihr teuren Lebens, so wie es sich in seinen äußern Daten und Erscheinungen kundtut, aber auch wie es sich selbst empfindet und einsieht. Welch weiter, beschwersamer, kampfreicher, aber auch lebens- und sinnvoller Weg, auf den der kleine russische Kostja gestellt wird, den er durch leidvolle Jugend, tapfere Mannesjahre und ein starkes schöpferisches Alter hindurchgeht, bis er in der Verklärtheit einer letzten Freundschaft sich durch einen nahen Menschen den halbvergessenen Kindernamen wiedergeben lassen darf.

Die Biographie geht den einzelnen Phasen dieser Entwicklung gewissenhaft nach. Sie zeigt das schrittweise Eindringen des jungen Mediziners auf den damals kaum erschlossenen Bahnen der hirnanatomischen Forschung, sie berichtet von der Gründung seines privaten hirnanatomischen Institutes und seiner Nervenpoliklinik, die später durch eine Schenkung von Monakows zum Besitze der Universität Zürich wurden. Sie weiß von Welterfolgen und Weltruhm zu berichten, die nach jahrzehntelanger, beinahe unbeachteter Arbeitsleistung endlich sich einstellen. Aber wichtiger als die Buchung dieses äußerlich Sichtbaren ist ihr die eingehende Darlegung jener innersten Wandlung, die von Monakow über Hirnanatomie und Psychiatrie schließlich zur Physiologie, Biologie und Psychologie geführt hat, und seine letzten Werke in einer Zusammenfassung dieser Wissensgebiete im Weltanschaulichen münden ließ.

Maria Wasers Erzählen geht in weiten und engern Kreisen auf den Kern ihrer Darstellung zu; sie fürchtet und vermeidet dabei selbst ein gelegentliches Sichüberschneiden dieser Kreise nicht. Sie ist wie der Maler vor dem ihm gemäßen Objekt immer noch einmal auf der Suche nach einem neuen Gesichtspunkt, nach einer neuen Brechung des Lichts, daß sich ihr so in der Mannigfalt der Aspekte sein Sinn offenbare. Mit der ihr eigenen Fähigkeit zur Synthese ordnet sie diese Momentaufnahmen unter den geahnten Zusammenhang, fügt sie auch scheinbar Gegensätzliches zur gefühlsmäßig erfaßten Einheit. Der für Maria Waser gesicherte Glaube, daß es im großen Menschenleben keine bloße Zufälligkeit gibt, kommt ihrer Arbeitsweise weitgehend zustatten. Im „König spielen" des kleinen Jungen erkennt sie bereits die Züge einer sich ankündigenden Herrschernatur, so wie ihr das konventionelle Photographenbild des Knaben in seiner freien Haltung und seinem entschlossenen Ausdruck Wesentliches über den künftigen eigengesetzlichen Mann zu sagen weiß. Die Gewitterstimmung über einem gemeinsam verlebten Nachmittag, ein Augenzorn, ein Brief oder ein Wort des Freundes können ihr in diesem Sinne bedeutsam sein. Indem sie so das Persönliche und Einmalige bis an seine möglichen Grenzen führt, hebt Maria Wasers Deutung das einmalige und persönliche Menschenbildnis ins Ueberpersönliche. Der große, schwere und zugleich ungestüme Rhythmus dieses Lebens, den sie so getreu nachfühlt und so überzeugend nachgestaltet, wird für sie zum Rhythmus des Lebens schlechthin, so wie sie die ihr geschehene Beglückung als frohe Botschaft an alle verstanden wissen will.

A. H.

Frauenschicksal und Frauenlob,

im Werke Jeremias Gotthelfs.

Der Verlag Rentsch, Erlenbach, der sich durch seine vorzügliche Ausgabe der gesammelten Werke Jeremias Gotthelfs wie durch seinen vierzehnbändigen „Volksgotthelf" verdient gemacht, sucht nun in einer Auswahl von zehn Geschichten aus den Hauptwerken des großen Berners allerweitesten Kreisen den Zugang zu seinem Werke zu vermitteln. Wenn es heute vielleicht mehr als je eilige Leser gibt, die vor „gesammelten Werken" und dickleibigen Bänden scheuen, so wird ihnen dieser Auswahlband recht zu Paß kommen. Frauenschicksal, Frauenlob, der Titel verrät, daß wir hier auf einem lieblichen Wege zu Gotthelf geführt werden, daß wir in diesen zehn Geschichten das Meyeli und das Vreneli, Bäbeli und Mutter Aenni aus der Vehfreude, die Glunggenbäuerin und die tapfere Besenbinderin und noch manch andere dieser freundlichen Mädchen und währschaften Bäuerinnen antreffen werden.

Die einzelnen Stücke sind fast alle so gewählt, daß sie ein für sich abgeschlossenes Ganzes gelten mögen. Sie eignen sich daher vortrefflich zum Vorlesen in Schulen, Vereinen etc. Die Einführung in Gotthelfs Weltanschauung, die Ricarda Huch dem Bande vorangestellt hat, ist eine literarische Kostbarkeit, die ihn auch dem Besitzer und Kenner der vollständigsten Gotthelfausgabe wert machen wird. In Gotthelfs Weltordnung hat die Familie einen ersten Ehrenplatz inne, und in ihr wieder nimmt die Frau eine wichtigste Stellung ein. Ricarda Huch geht wohl nicht nur im Hinblick auf das Leitmotiv des Buches, sondern auch aus eigenstem fraulichen Interesse ausführlich auf die Gotthelf'schen Frauengestalten und ihre Bedeutung ein. Man kann sich als Mädchen wie als Frau und Mutter kaum eine herzhaftere Aufmunterung und keine ergreifendere Mahnung denken, als sie Ricarda Huch sie hier im Sinne Gotthelfs darbietet. Mit Recht fordert Ricarda Huch die Frauen auf, Gotthelf in ihrem Herzen ein Denkmal zu errichten; denn müssen sie es ihm nicht danken, wenn er die Frau im Gegensatze zum Mann, als dem Vertreter der Welt, zur Vertreterin Gottes ernennt, welcher das Mittleramt zwischen Gott und den Menschen anvertraut ist. Sie ist für ihn auch „das innerste Rädli, der Geist im Haushalt und des Hauses Licht". In allen Widerwärtigkeiten hat sie sich auf diese gottgewollte Aufgabe zu besinnen. Als das Vreneli in „Uli der Pächter" über ihres Mannes Geldsucht und Lieblosigkeit verzweifeln will, weist sie die Glunggenbäuerin zurecht: „He Kind, für was bist auf der Welt? Etwa für Lehenmannin auf der Glungge zu sein, ein Dutzend Kinder aufzustellen und ein paar tausend Gulden an einen Haufen zu kratzen? Eben um dich zu ändern, zu lernen was du nicht kannst, statt der alten Natur nach einer neuen zu trachten, dazu bist du getauft und unterwiesen." — Gotthelfs Frauen, so führt Ricarda Huch weiter aus, sind alle tätig, energisch, regimentsfähig. Aber sie übernehmen dies Regiment nur, wenn der Mann es nicht ausüben will oder kann. Ihre Unterordnung unter ihn ist nicht das Anschmiegen des Schwachen, sondern das bewußte Nachgeben des gütigern und klügern Partners, der seine Würde im Notfalle aber voll und ganz zu wahren weiß: „Ich bin nicht deine Magd, sondern deine Frau", so läßt Vreneli den aufbegehrerischen Uli abblitzen.

Gotthelfs Frauengestalten sind von Ricarda Huch tiefsinnig gedeutet und in sein Weltbild eingeordnet worden. Die Auswahl aus seinem Werk belegt ihre Darstellung aufs glücklichste, nur die dem Bande beigegebenen acht Zeichnungen lassen nur wenig vom Wesen dieser taufrischen Mädchen, dieser tatkräftigen Mütter erahnen. A. H.

Für jeden Haushalt:

Auf jeden Weihnachtstisch:

E. Lüscher: Guter Rat ist billig.
Ein Hilfsbüchlein für die Hausfrau.
Empfohlen vom Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein und vom Verband Schweizerischer Hausfrauenvereine. **Preis 80 Rp.**
Verlag: **Gute Schriften Basel, Bäumleingasse 10.**

Freude in jedes Kinderzimmer bringt:
der
Krähenkalender 1934.
Abreißkalender für 5—10jährige, mit vielen farbigen Blättern **Fr. 3.75**
Wandfries Freizeit und Arbeit von Lily Streiff
Achtfarbendruck 120×40 cm **Fr. 3.75**
Verlangen Sie Ansichtssendungen v. der **Jugendbuchhandlung zur „Krähe", Basel,** Bäumleingasse 10. P 7467 Q

Mut

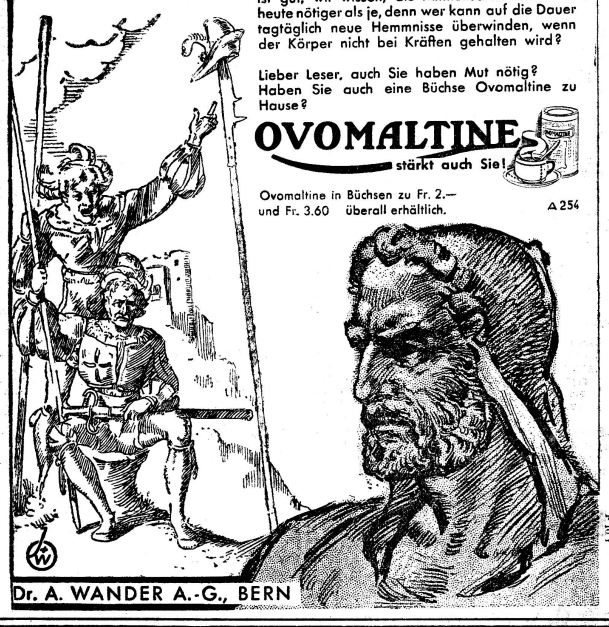
Selten noch ist eine solche Welle von Mutlosigkeit durch die Welt gegangen wie heute. Wo sollen aber die besseren Zeiten herkommen, wenn wir sie nicht selbst schaffen.
Dass wir die Hände in den Schoss legen und die Wendung zum Bessern von aussen her abwarten, statt sie selbst zu schaffen, darin liegt der Grund der schlechten Zeiten.
Zu den ersten Erfordernissen, um sich zu behaupten, gehört ein gesunder Körper, denn nur im gesunden Körper gedeiht ein mutiger Optimismus.
Stärken Sie sich täglich neu mit Ovomaltine! Wir wissen, dieses unser Produkt ist gut, wir wissen, die Mitmenschen haben es heute nötiger als je, denn wer kann auf die Dauer tagtäglich neue Hemmnisse überwinden, wenn der Körper nicht bei Kräften gehalten wird?

Lieber Leser, auch Sie haben Mut nötig? Haben Sie auch eine Büchse Ovomaltine zu Hause?

OVOMALTINE
stärkt auch Sie!

Ovomaltine in Büchsen zu Fr. 2.— und Fr. 3.60 überall erhältlich.

A 254



Dr. A. WANDER A.-G., BERN

MARKE KONFITÜREN MANZ
Neue vorzügliche
Konfitüren und Gelées
im Offenverkauf

P 116 Z	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Weichsein	—.75
Orangen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.80
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wachholderlatwerge	1.—

8% **Kassabon**
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
Karl Manz
vormals Manz-Schäppi
Zürich
Zähringerstr. 24, Tel. 21.758

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 85 ZÜRICH 7 TELEFON 34.461 P179Z
Dreizehnjährige Lehrtätigkeit und spätere Leitung in der PRIVAT KOCHSCHULE WIDMER
KOCH KURS 9. JANUAR

Die Publicitas besorgt Inserate in alle Zeitungen und Zeitschriften der Welt.

STETS FRISCHE SPEISEN UND GETRÄNKE AUS IHREM KÜHLSCHRANK
FRIGOMATIC
AUTOFRIGOR:
ZÜRICH TEL. 58'660
HARDTURMSTRASSE 20
P 214 Z

KOCH-BUCH
Ein willkommenes Geschenk
bei jeder Gelegenheit ist das
Koch-Lehrbuch
der Haushaltungsschule Zürich.
Preis Fr. 12.—.
Versand per Nachnahme durch den Verlag der Haushaltungsschule Zeltweg 21a, Zürich 7
P 10673 Z

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrersstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 13287G

Schenket Euern Freunden
nichts, das viel Platz braucht,
nichts, das abgestaubt werden muss,
nichts, das verloren gehen kann.
Schenkt Ihnen **geistige Güter!**
Schenkt Ihnen zu Weihnachten ein Abonnement für
das Schweizer Frauenblatt
Ein halbes oder ganzes Jahres-Abonnement zu Fr. 5.80 oder 10.30

Bei Adreß-Änderungen
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.
Die Expedition.

Verkaufsmagazine in:

MIGROS

Zürich	Madretsch
Winterthur	Olten
Wädenswil	Solothurn
Horgen	Thun
Oerlikon	Burgdorf
Meilen	Langenthal
Altstetten	Neuenburg
Bern	La Chaux-de-Fonds
Biel	Luzern
Schaffhausen	Buchs
Neuhausen	Appenzell
Chur	Herisau
Aarau	Frauenfeld
Brugg	Kreuzlingen
Baden	Wil
Zug	Basel
Glarus	Liestal
St. Gallen	Laufen
Rorschach	Pruntrut
Altstätten	Delsberg
Ebnat-Kappel	Zofingen

306-47

Die Banken und die Leute

Die Banken interessieren die Oeffentlichkeit in letzter Zeit eher etwas zuviel. Die Parole lautet, die Kleinen seien zu stützen — les extrêmes se touchent —, bei den Größten wird es gemacht. Ob privatwirtschaftliche oder genossenschaftliche Bank — sie wird wegen des guten Rufes der schweizerischen Kreditinstitute einerseits und anderseits um zu verhindern, daß der kleine Sparer sein Geld verliert, gestützt. Das ist auch gut und klug! Bedauerlich ist, daß solche 100-Millionen-Aktionen natürlicherweise in Krisenzeiten fallen, wo die Privat- und Staatseinkommen gleicherweise geschmälert sind. Das ist die Kalamität, der abgeholfen werden muß und abgeholfen werden kann.

Wir sind nicht die ersten, die diesen Gedanken aussprechen. Warum die Migros sich mit dieser Frage beschäftigt? Ganz einfach:

In den schönen Motionen, die die Migros einschränken und besteuern wollen, war nicht nur von der Migros die Rede. Um dem Volk die Sache schmackhaft zu machen (man weiß ganz genau, was das Volk will), sprach man auch von Bankenkontrolle, Einschränkung der Truste und Kartelle etc. etc. Einstweilen hat man bloß einen verfassungsritzenden (würde dieses harmlose Wörtlein die Eidgenossen von anno 1291, 1848 etc. erfreut haben?) „dringlichen Bundesbeschluß" zur Beschränkung der Migros fertig gebracht, aber geschwind.

Es muß nun daran gedacht werden, die andern Anträge der Mittelstand-Postulate, über die überhaupt nicht ernsthaft diskutiert wurde, zu verwirklichen, sowas würde selbst mit dem Volke gehen. Die Migros hat ein Recht, darüber zu sprechen. Man hat sie mit allem möglichen zusammen genannt, um dann doch nur sie zu treffen.

Zur Sache:

Nicht eine staatliche Bankenkontrolle ist wünschenswert. Eine solche hätte folgende Nachteile:

1. Eine weitgehende, unfachmännische und bürokratische Behinderung der Banken in ihren Operationen.
2. Ein solcher Apparat wäre kostspielig.
3. Es wäre die Gefahr vorhanden, daß uninteressierten Beamten die Tragweite gewisser Geschäfte entgehen und sie solche erst einsehen würden, wenn der Schaden nicht mehr zu beheben wäre. (Siehe staatl. Ueberwachung der deutschen Versicherungsgesellschaften anno 1922.)
4. Letzten Endes müßte der Staat moralisch und materiell erst recht haften, wenn seine Kontrolle versagt.

Ein anderes natürliches, zeitgemäßes und an die Korperationen erinnerndes System drängt sich auf:

Eine Versicherung der Banken auf Gegenseitigkeit gegen den Zusammenbruch einzelner Institute. Das hätte folgende Vorteile und Wirkungen:

a) Es brächte bei weittragenden Beschlüssen einen Geist der Zusammengehörigkeit und der Zusammenarbeit in die Hochfinanz hinein.
b) Das Verantwortlichkeitsgefühl würde — vielleicht auch vom sozialen Gesichtspunkte aus — gehoben.
c) Die oft vorkommende Tendenz, ein Konkurrenzinstitut im Konkurrenzkampf herunterzudrücken, würde gebremst durch das Bewußtsein, daß letzten Endes die gemeinsame Katastrophenkasse durch einen Zusammenbruch eines versagenden Instituts geleert und durch die andern Zahlungsfähigen wieder gefüllt werden müßte.
d) Die Mitgliederinstitute würden mit Argusaugen darüber wachen, daß keines von ihnen allzu riskierte Anlagen macht, oder aber, daß solche auf eine möglichst breite Basis gestellt und endlich nicht zu einseitig bei einem einzigen Land gemacht werden, wie dies z. B. mit Deutschland geschehen ist.
e) Es wäre der selbstinteressierte Fachmann, der gratis seine Kollegen überwachen und sie im wohlwollendsten Sinne von der Gefährlichkeit gewisser Geschäfte unterrichten würde. Der Bankdirektor würde die Bilanz des leidenden Konkurrenzinstitutes hinfort nicht mehr gleichgültig oder mit mitleidsvoller Selbstgefälligkeit auf ihre Schwächen prüfen, sondern mit aufrichtig besorgtem, **gesundem Selbstinteresse.**

Aufzubringen wären die Beiträge für die Katastrophenkasse auf Gegenseitigkeit, z. B. nach folgendem Schema:

I. In der Zeit der Hochkonjunktur bei 6 Prozent Zinsen müßte laut Statuten ein bescheidener Prozentsatz des Konjunkturgewinnes als Versicherungsprämie an die Katastrophenkasse abgeführt werden. Damit würde erreicht, daß nicht mehr bei glänzender Konjunktur 100 Prozent der Blüte den Aktionären zufiele und bei der Krise der Steuerzahler die Rechnung bezahlen muß. Das ist nicht „fair play".
II. Auf exotischen oder mit erhöhtem Risiko verbundenen Anleihen und ähnlichen Geschäften, die zu hohen, eine Risikoprämie einschließenden Zinssätzen getätigt werden, müßte ein Prozentsatz an die Katastrophenkasse einbezahlt werden.

Damit würde bewirkt, daß die solid arbeitenden, keine Spitzen-Dividenden auszahlenden, im Inland arbeitenden Banken, die kaum in den Fall kommen können, die Katastrophenkasse in Anspruch zu nehmen, nur minim an Lasten dafür beizutragen hätten.

Die Banken selbst hätten auch einen Nutzen von einer solchen Institution. Es würde ihnen manche Unruhe ersparen. Weiß man doch, daß verschiedene Großbanken zusammen über 100 Millionen mit enormem Zinsverlust auf der Nationalbank liegen hatten für den Fall plötzlicher übermäßiger Angst-Rückzüge! Die Verbindlichkeiten der Banken gehen ja nicht selten bis aufs Zehnfache ihrer Eigenmittel.

Es wäre auch denkbar, daß die Verbindlichkeiten für Kredite an die Inlandindustrie und das heimische Gewerbe mit einer gewissen Rückversicherung mit der Katastrophenkasse verbunden werden könnten. Dadurch würden die Banken etwas entgegenkommender gegenüber kleinen und mittleren schweizerischen Unternehmern und das könnte nur von Nutzen sein und den Banken zur Ehre gereichen.

In rechtlicher Hinsicht ist zu bemerken, daß die gesetzliche Grundlage ohne weiteres dadurch gegeben wäre, daß nur die Finanzinstitute Spargelder aufnehmen dürften, die der Katastrophenkasse angehören. Diese Konstruktion würde auch die Handhabe bieten, um ein Institut, das die Katastrophenkasse durch gewagte Geschäfte gefährdet, auszuschließen: Damit wäre es als Bank erledigt.

Sozusagen als Rekursinstanz für Meinungsdifferenzen etc. hätte eine paritätische Kommission zu walten, die aus Vertretern der interessierten Banken und ihrer Aktionäre, anderseits aber der Sparer und Obligationäre und der Nationalbank als Bank der Banken zusammengesetzt wäre.

Das wäre letzten Endes nichts anderes als eine wirtschaftliche Korporation. Man wird nämlich langsam aber sicher zur Ueberzeugung kommen, daß das Ideal der Korporation wohl auf wirtschaftlichem Gebiet verwirklicht werden kann, nie und nimmer aber auf politischem. Anders ausgedrückt: In Freiheit durch das wohlverstandene Selbstinteresse und beim Vorhandensein eines entwickelten Verantwortungsgefühls können Korporationen entstehen und funktionieren — nie aber durch rein gesetzlichen Zwang.

Es ist richtig, daß in Amerika unter dem Federal Reserve Board eine Art Solidarhaft der Banken besteht. Unser Vorschlag hat aber damit nichts gemein. Die Solidarhaft einer Anzahl bereits geschwächter Banken hat keinen Wert. Die Aktionsfähigkeit der einzelnen Banken muß darunter auch zu sehr leiden. Unser Vorschlag geht auf eine langsame Aeufnung eines Fonds, die nur zu Zeiten von Hochkonjunktur beschleunigt würde.

Man wird von uns kein fertig ausgearbeitetes Projekt verlangen können. Für die Ausführbarkeit und das richtige Spielen des Systems aber könnten wir uns wohl verbürgen.

Und wenn eine solche ideale Entwicklung irgendwo auf der Welt möglich ist, so ist es in unserem lieben Schweizerland!

Hallopon
das Spezial-
WOLL-Waschmittel
lockert die Wolle auf,
erneut den Glanz der Farben!
Wohl werden die bekannten selbsttätigen Waschmittel auch zu Wollwäsche empfohlen — es sind aber keine Spezial-Wollwaschmittel, wohl aber das Hallopon!
Gehen Sie sicher, nehmen Sie Hallopon!
Versuchspackung (125 g) **25** Rp.

Abschläge:
Hörnli und Spaghetti (supérieur-Qualität) (1250 g - Paket 50 Rp.) per kg **40 Rp.**
Echte schottische Haferflocken und Grütze (1200 g - Paket 50 Rp.) per kg **41,6 Rp.**
(Die bisherigen Abpackungen werden zu 40 Rp. ausverkauft.)

Geräucherte **Rippli** / **Schweizer Salami** / **Schweizer Salametti** per kg **Fr. 3.80**
100 g **45** Rp.

Sauerkraut, fixfertig große Büchse **50 Rp.**
Weiße Bohnen, fixfertig gr. Büchse **50 Rp.**
Rundensalat ⅔-Büchse **40 Rp.**
Roter **Delikateß-Salm „Del Monte"** (nur in den Magazinen) p. Büchse **85 Rp.**

NEU! NEU!
Getr. **neue Malagatrauben** ½ kg **69,5 Rp.** (360 g - Paket 50 Rp.)

Abschlag!
Saftige **Zitronen** per Stück **3,5 Rp.** (14 Stück 50 Rp.)

Familie und Hauswirtschaft.

Meine Erfahrungen mit Hauslehrtöchtern.

Die in weiten Frauenkreisen bekannte Einrichtung der Hausdienstlehre interessierte mich schon seit langer Zeit. Ich beschloß daher, als ich eine Hilfe im Haushalt nötig hatte, es mit einer Lehrtochter zu versuchen. Im Laufe von 8 Jahren habe ich dann 6 Mädchen ausgebildet und erzogen. Sie kamen aus sehr verschiedenen Lebenskreisen, mit entgegengesetzten Anschauungen und Zielen, so daß jedes wieder auf seine ganz besondere Weise behandelt sein mußte. Sie wurden mir zugewiesen, abwechselnd von den Berufsberatungen Bern, Basel und Aarau.

Zuerst hatte ich ein Mädchen aus einer armen Familie vom Lande, sehr scheu und verschlossen. Mit den Kindern verstand es sich ganz reizend, es war wie ausgewechselt mit ihnen allein. Ich suchte ihm dann nachher eine Stelle in einer kinderreichen Familie, wo es 5 Jahre blieb. Als es sich genügend verdient hatte — es mußte nebenbei noch seine Familie unterstützen — lernte es den Beruf einer Säuglingsschwester und lebt jetzt glücklich in seinem Element, schreibt begeisterte Briefe und kann sein großes Glück kaum fassen, das es sich doch selber erkämpft hat.

Mein zweiter Rekrut war ein fabelhaft tüchtiges Wesen für den Haushalt: flink, sauber, gewissenhaft, nie brauchte ich ihm etwas zweimal zu sagen; auch in seinen eigenen Angelegenheiten war es sehr selbständig. Aber gerade mit ihm fand ich nie einen engen Kontakt — es hatte einfach keinen Schutz nötig. Es hätte gut gepaßt als Haushaltungslehrerin, war aber noch zu jung und hatte auch die Mittel nicht zur Ausbildung und entschloß sich für das Hotelfach. Es wird sich sicher rasch hinaufarbeiten und wird, wenn es heiratet, eine gute Frau und Mutter sein.

Dann folgte ein zartes Stadtkind aus guten Verhältnissen. Es gewöhnte sich rasch an die Hausarbeit, war lieb und zutraulich und in allem ein richtiger Backfisch. Am Schlusse seiner philosophischen Betrachtungen kam todsicher: „Mera, mer esch alls glich, wenn i nume cha hürote", ein Wunsch, der wohl jedes junge Mädchen erfüllt, den aber nicht jedes so ehrlich bekennt. Nach einer kaufmännischen Lehre ist es jetzt zur Erlernung der Sprache im Ausland und scheint bereits glücklich verliebt und verlobt zu sein.

Nun bekam ich ein erst 14jähriges Arbeiterkind aus Basel. Seine Habe trug es in einer Schuhschachtel, um schneller wieder weg zu können. Es war in den zwei Monaten seit Schulaustritt schon an vier Stellen gewesen: entweder hatte es ihm nicht gefallen oder es war als unbrauchbar geschickt worden. Trotzig und wegen guckte es in die Welt hinaus, man konnte ordentlich bange werden. Es taute dann aber bald auf und verwunderte sich, daß es jemand ernst nahm und gut zu ihm war. Es hatte schon viel Schlimmes gesehen und miterlebt in seiner zerrütteten Familie und auf der Gasse. Es ging dann hier in den Konfirmanden-Unterricht, aber nur, wie sich später herausstellte, damit wir nicht merken sollten, daß es Kommunistin sei. Es machte den Pfarrer und alles lächerlich vor seinen Kameradinnen. Als dann, kurz vor der Konfirmation, durch eine „vertraute Freundin" die Wahrheit an den Tag kam, und das Kind mit offenen Karten spielen konnte, nahm ich es, um dem Unfug ein Ende zu machen, aus dem Unterricht, denn seine eigene Mutter sagte — lieber würde sie das Kind todschlagen, als daß sie es zum Christentum übertreten ließe. Gerade dieses Mädchen dachte aber in der Praxis gar nicht kommunistisch. Es arbeitete viel und war den Kindern gegenüber selbstlos. Es konnte sich dann schwer von uns trennen, war wieder in den Ferien da und ich schreibe ihm oft, obwohl es selten von sich hören läßt: es geht im Welschland von Ort zu Ort. Es soll wissen, daß irgendwo ein Mensch ist, der an seinem Schicksal Anteil nimmt. — Es studierte am Kalender immer die Sprüche und wußte, was bei jedem Geburtstag stand. Nur von seinem eigenen Spruch sagte es nie etwas, ich auch nicht — da stand ganz einfach: Gottes Haustür steht immer offen. Ich habe das Gefühl, daß gerade dieser kleine Gedanke meinem Schützling später einmal eine Zuflucht sein könnte.

Nun kam ein zweites Sorgenkind. Aus einer Anstalt, mit einer traurigen Kindheit hinter sich. Es hatte absolut keine Freude an der Hausarbeit; es war sehr schwer, ihm Ordnung beizubringen, man konnte an ihm verzweifeln. Auch mit den Kindern verstand es sich nicht. Es konnte sich nie hingeben, dachte immer nur an sich, war gereizt und gar nicht liebenswert. Freuen konnte es sich auch kaum und es kam einfach nicht über sich hinweg. Mit ihm war ich unbedingt zu streng, es hätte eine langmütige Liebe gebraucht und ich merkte nicht, daß es sich um eine beginnende Krankheit handelte. Im Welschland steigerte sich der Zustand, der Vormund brachte die Schwermütige von Familie zu Familie. Endlich griff ein Nervenarzt ein und sie kam in eine Nervenheilanstalt. Jetzt arbeitet sie in einer Kindertrippe und scheint ganz geheilt zu sein. Sie ist anhänglich geblieben und schreibt viel. Und ich, besonders da ich weiß, daß ich ungerecht gegen sie war, möchte ihr gerne die mütterliche Freundin bleiben.

Nach der gänzlichen Niederlage mit diesem Mädchen war ich so deprimiert, daß ich mich lange nicht entschließen konnte, wieder eine Lehrtochter zu nehmen. Es war so schön und ruhig allein, umso mehr, da nun die Kinder auch schon nett helfen konnten.

Da haben Bekannte in Deutschland, Arbeitslose, uns geklagt, ihr Töchterchen sollte nach ärztlichem Befund nicht mehr in die Schule gehen, er empfehle ihm einen Landaufenthalt mit Hausarbeit. So kam es zu uns. Es hatte anfänglich sehr Mühe, sich in unsere ruhigen und geordneten Verhältnisse zu fügen und sich an ein konsequentes Arbeiten zu gewöhnen; denn es war, als einziges Kind, sehr verwöhnt und hatte schon viel vom Großstadtleben genossen, daher auch die geschwächten Nerven. Nun ist es gesund und rund geworden und freut sich, seinen Eltern dann zeigen zu können, wie lieb und fleißig und tüchtig es nun geworden sei! Ob dann aber die Eltern verstehen werden, das Mädchen auf dieser mühsam errungenen Linie zu halten, ist eine Frage.

Aus allen Erfahrungen möchte ich zusammenfassen, daß man bei den jungen Mädchen am meisten erreicht, wenn man ihnen viel Liebe zeigt, ihren großen Selbständigkeitstrieb nicht unterdrückt — worunter sie bei den Müttern sehr oft zu leiden haben — und ruhig und konsequent mit ihnen arbeitet, sie auch ja nicht vergißt zu loben und ihnen gern eine kleine Freude gönnt. So bekommen sie Freude an der Arbeit, ein schön gepflegter Garten, eine saubere Wohnung, ein fertiger Strumpf wird sie beglücken — man hat es selber geschafft, man ist wer, man genießt mit gutem Gewissen den Abend und den Sonntag, man wird gelobt und geliebt — liebt wieder, und ist ein froher, brauchbarer Mensch.

Das Bewußtsein, einem jungen Menschen für eine Spanne Zeit eine Hilfe sein zu dürfen, ihn vielleicht für sein weiteres Leben gut beeinflußt zu haben, das muß die Lehrmeisterin entschädigen für alle Mühe und Unruhe, die sie, jedes Jahr neu, mit ihren Hauslehrtöchtern ins Haus bekommt. — O. K. Z.

Pestalozzi über Wohnung und Heim als Grundlage der Volkskultur.

In ihr, in der Wohnstube des Menschen, vereinigt sich alles, was ich für das Volk und den Armen als das Höchste, Heiligste erachte. Ihr Heil, das Heil der Wohnstube ist es, was dem Volk allein zu helfen vermag, und das erste, dessen Besorgung für das Volk not tut. Von ihr, von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkskultur aus. Wo in der Wohnstube des Volkes keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen ist, da ist keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkskultur, da ist keine wirkliche Volkskultur da. Auf sie, auf sie, auf die Wohnstube des Volkes, muß die Menschenfreundlichkeit unseres Geschlechtes einwirken, wenn sie nicht nur den Schein seines Wohles, sondern sein wirkliches Wohl bezweckt. Auf sie, auf sie muß die Menschenfreundlichkeit einwirken, wenn sie nicht bloß die taliter-qualiter (einigermaßens) Rettung und die taliter-qualiter Erhaltung einzelner armer Menschen erzielen, sondern der Armut in ihren Quellen vorbeugen und die Masse der armen Individuen soviel als möglich allgemein zur sittlichen, geistigen und häuslichen Selbstkraft erheben will, ohne die eine allgemeine Vorbeugung der Volksarmut, des Volkselends und des Volksverderbens so wenig denkbar ist wie eine reelle National- und Volkskultur selbst.

Nimm dem Vogel sein Nest, verdirb ihm sein Nest, so hast du ihm sein Leben verdorben. Laß dem Volke seine Wohnstuben im Verderben, so lässest du ihm sein Leben im Verderben. Ist seine Wohnung im Verderben, so ist es nicht mehr Volk, es ist Gesindel, und zwar, menschlicherweise davon zu reden, unheilbares, unrettbares Gesindel. Ich sage „menschlicherweise davon zu reden"; denn ich will gar nicht sagen, daß die Gnade Gottes sich nicht auch in den verderbtesten Wohnstuben an den Individuen desselben kräftig erweise. Ich weiß, Gott ruft den Menschen auch in seinem tiefsten Verderben, auch in den Höhlen der Räuber und Mörder zur Buße und zum Glauben und in seine Arme; aber was den Menschen menschlich zu den Fundamenten seines zeitlichen und ewigen Glückes hinführt, das ist der gute Zustand seiner Wohnstube.

Eine Berufsschule für Hausangestellte.

Die Hausassistenten-Fachschule Dänemarks.

Marie Christensen, die selber seinerzeit als Hausangestellte tätig war, gründete vor 26 Jahren ganz bescheiden in einer Stadtwohnung Kopenhagens diese Berufsschule für Dienstboten. Ein leitender Grundgedanke ist das Internat. Was unterscheidet nun aber diese Schule von den üblichen Internats-Haushaltungsschulen des Landes? Die Schule steht einem viel weitern Kreise offen durch den niedrigen Preis von 40.— Kronen monatlich bei voller Kost, Aufenthalt, freier Wäsche und Bad. So wird es jeder Tochter möglich, diese Schule zu besuchen; sogar das arbeitslose Mädchen kann aus der Unterstützung seiner Kasse die Kosten für Schule und kleine Nebenausgaben bestreiten. Und eine große Anzahl von Freiplätzen, durch staatliche Subvention der Schule ermöglicht, gibt Raum für ganz Unbemittelte, die sich hier eine gründliche Ausbildung für den Beruf der Hausangestellten holen wollen.

Zum grundlegenden Kurs der Hausassistenten-Fachschule werden Mädchen über 16 Jahre, vorerst für einen Monat, aufgenommen. Dann schließen sich spezielle Weiterbildungskurse von 3 Monaten für Zimmerdienst-Angestellte und Köchinnen, sowie für Kinderpflege an. — Unter der Leitung Marie Christensens und einer Zahl tüchtiger Hauswirtschaftslehrerinnen ist die Schule stetig gewachsen und brauchte Erweiterung. Heute erhebt sich am Rande des Stadtzentrums der große Bau der Schule in schöner Lage und fast ständig eine Schar von etwa 120 dort wohnenden Schülerinnen; dazu gehen wohl nochmals 100 Mädchen wöchentlich aus und ein zu kürzeren Abendkursen. Beim Eintritt des Gastes überrascht zunächst die prächtige Art moderner Einrichtung, dann das bescheidene Wesen der Vorsteherin und Gründerin dieses großen Werkes, Marie Christensen. Der Gang durch die hellen Arbeitsstätten und frohen Wohnräume der Schülerinnen zeigt, wie sicher und zielbewußt diese Frau ihre Arbeit führt.

Aber wie ist es möglich, daß diese Schule durch die kleinen Kosten zu einer eigentlichen Berufsschule des Volkes wird? Die Schüler bezahlen einen Teil ihres Unterhalts und Lehrgeldes durch der eigenen Hände Arbeit. Da wird in den Küchen zweimal täglich für eine stattliche Anzahl von Tischgästen gekocht, die in hübschem Speisesaal ihr Mahl verzehren. Da wird gebacken für Kunden und sogar für den Verkauf in zwei kleinen saubern Läden unten im Hause. In einem besondern Verkaufslokal gelangen nach dänischer Sitte belegte Brote, kalte Fleisch- und Salatspeisen für Lunch zur Verwendung. Und das Waschen und Glätten für Kunden bringt eine schöne Summe herein.

Von der Straße abgewandt, gegen Hof und Garten liegt die sonnige Kinderabteilung, wo jede Schülerin 5 Wochen lang ein Kind allein zur Pflege bekommt. Ganz klein kommen die Säuglinge aus dem Reichsspital in dieses Kinderheim und werden da bis zum Alter von 2 Jahren gepflegt.

Schon hier in der Schule umfaßt die Arbeitszeit 8 Stunden konzentrierter Leistung täglich, darauf folgen, für jedes geregelt, die Freistunden. Und diese selbe Forderung stellt Frl. Christensen als Vorstand des Verbandes der Hausassistenten auch für die ausgebildeten Leute. Sie ficht da einen schweren Kampf mit den Hausfrauen, die für ihre Angestellten die alte Weise der steten Arbeitsbereitschaft vorziehen. Marie Christensen und mit ihr eine starke Gruppe von Frauen, die diese Schule stützen, sie sehen es als ihre soziale Verpflichtung an, die Arbeit der Hausangestellten durch einen Normalarbeitsvertrag zu regeln.

Die Hausassistentenschule mit all ihren frohen Gesichtern und fleißigen Händen, bringt eine bedeutsame Förderung und arbeitet daran, den Beruf der Hausangestellten vom ungelernten zum gelernten Berufe zu machen.

Kopenhagen, August 1933. G. Brack.

Krankenbesuche.

Wer schon einmal recht krank und elend gewesen ist, der könnte wohl allerlei erzählen von seinen Besuchern. Kranke besuchen, ist eine Kunst, die man nur lernen kann, wenn die rechte Liebe zum Nächsten das Leitmotiv ist. Sicher kennen wir alle gute und liebe Menschen, die aber nichts weniger zu machen verstehen, als einen Krankenbesuch. Gewöhnlich jammern sie schon unter der Türe und bedauern einen. Sie wissen hunderterlei Mittel gegen diese bestimmte Krankheit und raten diesen oder jenen Arzt an. Wollte der Patient und die ihn Pflegenden sich aller dieser Mittel und Ratschläge bedienen, so müßte man oft jeden Tag etwas Neues probieren. Es gibt dann Kranke, besonders solche, die Monate und Jahre leidend sind, die vor lauter Wieserlei unsicher werden und sich selbst und ihre Angehörigen unnötig quälen, ebenso unnötig mehr Geld für die vielen Salben und Fläschchen ausgeben.

Andere Besucher möchten dem Patienten Freude und Lebenskraft ins Krankenzimmer tragen. Das ist wohl gut und schön, aber nicht leicht, es so zu machen, daß es nicht verletzend wirkt. Stellen wir uns vor, es komme da einer schon lachend, mit lauter, fröhlicher Stimme zur Türe herein und schüttle kräftig und froh die Hand des müden, vielleicht fieberkranken Patienten! Dann erzählte er weiter fröhlich, wie viel Arbeit er zu bewältigen habe und wie ihm die Zeit dadurch so rasch vergehe. Sicherlich ist die Wirkung eine ganz andere, als der gute Besucher gedacht hat. Der Kranke wird nicht nur müde durch das laute Wesen seines Freundes; er wird auch noch niedergeschlagen, weil er vergleicht, wie viel der andere leisten kann, während er denen, die ihn pflegen, nur Mühe und Arbeit bereitet. Und statt ihn aufgemuntert zu haben, wie es der am Krankenbett Sitzende gewollt hat, hat er ihm eine Stunde voll Wehmut, wenn nicht sogar voll Schmerz bereitet.

Aber eben das Wie unserer Krankenbesuche beschäftigt uns. Wir sollten wohl viel mehr Stille lernen und alle Unrast und Geschäftigkeit vor dem Krankenzimmer von uns tun. Und dann sollten wir schweigen können, damit der andere vorerst zum Reden kommen kann. So vielen Kranken ist es eine Wohltat, einmal erzählen zu dürfen, wie, wo und wann sie ihr Leiden angepackt hat. Aber wir sollten dann wirkliche Hörer sein, nicht so, daß der andere plötzlich merkt: ach, der hört mir wohl schön zu; aber seine Gedanken, seine Seele sind wo ganz anders! Und wir sollten wohl auch still zuhören, und nicht immer dazwischen fahren mit unsern eigenen Erlebnissen.

Eine Hauptbedingung ist auch die: kurze Besuche. Gewiß haben wir alle uns schon dabei ertappt, daß wir viel länger an einem Krankenbett sitzen geblieben sind, als wir uns beim Kommen vorgenommen hatten. Es besteht bei diesen langen Besuchen so leicht die Gefahr, daß man anfängt, allerlei über den lieben Nächsten auszukramen. Wir ziehen dadurch den Patienten in unerquickliche Schwätzereien hinein; solcher Tratsch ist für ihn natürlich weder heilsam noch erheiternd.

Wie man rechte Krankenbesuche machen sollte, sah ich an einer einfachen, alten Frau. Sie kam mit einem stillen, heitern Gesicht zur Türe herein und setzte sich nach der Begrüßung ruhig auf ihren Stuhl beim Krankenbett und dann ließ sie einen reden. Der Ausdruck ihrer Augen war so warm und mitfühlend, daß einem wohl und leicht wurde wie bei einer Mutter. Und wenn sie zwischenhinein sagte: „ich verstehe das" oder „ich begreife Sie", dann wußte man, daß es nicht nur eine Phrase war. Ihr Besuch war kurz, höchstens 15 Minuten. Beim Weggehen sagte sie nichts von „guter Besserung" und Geduld; sie sagte nur: „ich denke an Sie und wünsche Ihnen für jeden Tag die nötige Kraft!" Das war ein Besuch, der wohltat, und das Zurückdenken an jenes liebevolle Mitfühlen ging wie ein hell es Lichtlein durch die Krankheitszeit.

Frau J.

Verband schweizer. Hausfrauenvereine.

Wie schon früher mitgeteilt wurde, haben sich die bis heute in der Schweiz bestehenden Hausfrauenvereine Bern — Basel — Zürich zu einem Verbande zusammengeschlossen, welcher den Zweck verfolgt, die Interessen der Hausfrauen zu vertreten und zu fördern.

Der Hausfrauenberuf, der sich aus vielen kleinen und großen Aufgaben zusammensetzt, bedarf stets neuer Anregungen und muß immer wieder neu durchdacht werden. In seinen Grundlinien ist der Hausfrauenberuf klar umrissen, aber in der Auswirkung ist er außerordentlich vielgestaltig. Die Tätigkeit der Hausfrau muß den veränderten Zeitansprüchen angepaßt werden. Dieser Forderung wird unser Verband Rechnung tragen, dadurch, daß er seine Zielsetzung stets, so weit tunlich, elastisch erhält.

Der Zusammenschluß und die Mitarbeit Vieler bieten beste Möglichkeit, gemeinsame Aufgaben zu lösen, weshalb die Gründung weiterer Sektionen notwendig ist. Frauen, die unsere Interessen teilen, fällt die dankbare Aufgabe der mündlichen Werbung von Person zu Person in ihrem Kreise zu, damit sich ein Kern zusammenschließe, um die Gründung neuer Ortsgruppen in die Wege zu leiten.

Der Verband ist jeder Zeit bereit, bei Gründung und Weiterführung von Hausfrauenvereinen zu helfen; Anregungen und Vorschläge, welche in das Gebiet der Verbandstätigkeit fallen, nimmt er gerne entgegen.

Da Basel als Vorort für die nächsten zwei Jahre gewählt wurde, sind Anfragen und Zuschriften zu Handen des Büros an die Präsidentin, Frau Montandon, Gotthardstraße 10, zu richten.

Für Mutter und Kind.

Entmutigung.

Clara Schweizer-Stettler.

Hans ist fünf Jahre alt und soll nun in den Kindergarten gehen. Bis jetzt kam immer das Fräulein Margrit zu ihm. Fräulein Margrit ist eine Kindergärtnerin und sehr lieb. Sie war nur für Hans da. „Fräulein Margrit beschäftigt sich gar nicht mit Hans", sagte Hansens Mutter zu mir, „sie beaufsichtigt ihn nur, und so bin ich ruhig."

Ja, Hansens Mutter hatte allerdings viel im Kopfe, und auf diese Weise konnte sie wenigstens den Gedanken, Hans könnte etwas zustoßen, ganz ausschalten. Aber Hans erlebt zwei Jahre lang täglich die Tatsache, daß Fräulein Margrit nur für ihn da ist. Seine Welt wird wichtig und seine Person auch. Nun soll er im Kindergarten einer unter vielen sein und die Tante mit vielen teilen. Er tut es auch — er fügt sich ganz herzig ein, und alle haben ihn gerne. Aber schon nach ein paar Tagen „kann" er einfach nicht mehr allein in den Kindergarten gehen. Mami muß mit. Man merkt Hansli ganz gut an, er will gerne alleine gehen — er kann es einfach nicht, und er schämt sich schon darüber, daß er es nicht kann. Er sagt z. B. nach einer gelungenen kleinen Arbeitsleistung von sich aus, wenn gar niemand davon spricht: „Morn gani dänn ganz allei in Chindergarte!" Und dann kommt der Morgen, und je näher es gegen neun Uhr geht, desto unglücklicher oder unruhiger oder reizbarer wird unser Hans, und die Angst schaut ihm aus den Augen.

Was geht nun in dem Büblein vor?

Hans hat seine Welt als wichtig erlebt. Ein erwachsener Mensch kam jeden Tag extra für ihn ins Haus. Auch seine Kameraden aus der Nachbarschaft kamen zu ihm, und so war er im Grunde eine Hauptperson, wenn auch die Erziehung im Konkreten, in den kleinen Alltagserlebnissen, eine sehr einsichtige war. Eigentlich wirksam in der Bildung eines Kindes sind aber eben nicht die konkreten Handlungen, Zurechtweisungen usw. — wichtiger ist die Wirkung des Lebenskreises: der Grundeinstellung der Umgebung. Und in diesem Lebenskreise ist Hansens Person durch die übertriebene Sorge der Mutter in bevorzugter Stellung, und sie ist dadurch für ihn bereits wichtiger, als dies nötig wäre. Jetzt erlebt er im Kindergarten das richtige Maß von Wichtigkeit, und dies muß er als Zurücksetzung empfinden. Er ist nun nicht unartig und sucht sich nicht auf robuste Art in den Vordergrund zu drängen, um sein Selbstwertgefühl auf dem höheren Niveau zu halten. Seiner sensiblen Veranlagung gemäß äußert sich das Unbehagen als Entmutigung. Er kann nicht mehr alleine in den Kindergarten, d. h. in die feindliche Außenwelt.

Die Mutter ist durch die Schwierigkeit sehr bedrückt und weiß sich nicht zu helfen. Wir stellen nun zuerst einmal den Sachverhalt klar. Eins ist sicher: Hansli macht hier erste schmerzliche Erfahrungen mit der Außenwelt, und wir haben sie ernst zu nehmen. Es ist gut, daß diese Außenwelt der Kindergarten ist und nicht schon die Schule, wo er noch ausgesprochener einer unter vielen sein muß.

Das Verständnis für die Sachlage ist bei Hansens Mutter nun geweckt. Sie sieht den Fehler in ihrer Einstellung ein. Nun soll sie vorerst so wenig wie möglich über die vorliegende Schwierigkeit reden und die Begleitung am Morgen möglichst so gestalten, daß sie mit einem Kuttwendigen Ausgang zusammenfällt. Damit hört die allmorgendliche Aufregung im Haushalte auf, die Begleitung als solche wird selbstverständlich, und Hans beruhigt sich vorerst einmal in dieser Hinsicht. Auch die Mutter muß etwas Zeit haben zur innern Umstellung.

Dann wird sich mit der Zeit eine Gelegenheit bieten, Hans einen kleinen Teil des Weges alleine machen zu lassen, wenn vielleicht eine dringende Besorgung vorliegt. Wichtig dabei ist, daß fürs Erste der Weg ein kurzer sei, daß die Forderung nicht zu weit gespannt werde, denn dann könnte sie nicht erfüllt werden, und eine neue Entmutigung wäre die Folge. Wichtig ist auch, daß der Grund, also z. B. die Besorgung, nicht nur ein vorgeschützter ist, daß das Kind ihn als Tatsache und als unaufschiebbar einsieht.

In unserem Falle kam nun ein Krankheitsfall zu Hilfe. Die Mutter mußte täglich Großmutter besuchen, sie hatte keine Zeit mehr für Hans. Aber Hans durfte nun mit Marie gehen, die auf

den Markt ging. Marie mußte aber einmal sehr bald wieder zu Hause sein, und so zog Hans vom Marktplatz aus alleine aus. Da war der größte Schritt getan. Der nächste größere Schritt war auch von selbstverständlicher Notwendigkeit, und so wurde Hans dazu gebracht, alleine in den Kindergarten zu gehen.

Dadurch, daß dies auf sozusagen natürliche Art geschah, war auch eins erreicht worden: das Erlebnis der Ueberwindung des eigenen Unbehagens einem Wichtigeren zuliebe, und dies festigt das Selbstgefühl auf die richtige Weise.

Die allzu große Sorge um das Wohl des Kindes, sei sie auch noch so „hinter den Kulissen", bringt, wie die Verwöhnung, meist eine Entmutigung. Das Kind erlebt die Wichtigkeit seiner Person, und es fühlt sich dieser Wichtigkeit natürlicherweise nicht gewachsen. Damit erwacht sein Geltungsstreben. Es muß dann die Außenwelt, die seine kleine Person nicht so beachtet, als feindlich empfinden und sucht sein Selbstwertgefühl auf alle erdenkliche Weise zu festigen. Daß dies ganz unbewußt und auf großen Umwegen geschehen kann, zeigt das angeführte Beispiel.

Wir müssen also immer, wenn eine Schwierigkeit sich zeigt, die Einstellung der Umgebung, den Lebenskreis des Kindes in Betracht ziehen und dort das Verständnis für die Sachlage zu wecken suchen.

Gesündere Kinder.

Junge Eltern sind in der Regel fertige Erzieher. Sie erinnern sich daran, welche Erziehungsfehler einst bei ihnen gemacht worden sind und werden deshalb ihre Kinder besser geleitet, gesünder und glücklicher aufwachsen lassen. Aber eines Tages, es dauert gar nicht lange, liegt in solch junger Familie der hoffnungsvolle Sohn in einem Anfall von Trotz zappelnd und schreiend auf dem Fußboden, die jüngste Tochter will bei Tisch ohne langen Zuspruch um keinen Preis essen, wie sie abends auch nicht einschlafen will, ohne sich durch ewiges Herbeirufen der ganzen Familie wichtig zu machen, ihre ältere Schwester ist ein Bettnässer und erbricht augenblicklich an Keuchhusten.... Die Eltern sehen sich über ihre „Erzieherarbeit" hinweg an, ein wenig ratlos — und im Hinblick auf ihre einstigen Grundsätze sehr bescheiden geworden, fast so bescheiden wie der französische Dichter und Arzt Duhamel, der in seinem Buche „Freuden und Spiele" sagt: „Regeln aufzustellen über die Aufziehung von Kaninchen, das setzt schon einigen Eigendünkel voraus. Aber der Mensch, der Mensch!" Und an anderer Stelle: „Mit den Kindern macht man's wie man kann."

Dieses Geständnis eines einsichtigen Mannes zitiert Privatdozent Dr. med. W. Tobler, Spezialarzt für Kinderkrankheiten in Bern und Chefarzt des kantonalbernischen Säuglings- und Mütterheims, in seinem ansprechenden Buch „Gesündere Kinder!", das soeben im Verlag Orell Füßli, Zürich, erschienen ist. Der Arzt und vor allem der Mensch will darin keine fertigen Rezepte geben, nur Winke, die überall dort nützlich sein können, wo ein offener Sinn für sachkundigen Rat zu Hause ist.

Der Verfasser sieht als Kinderarzt täglich, daß Eltern ihre Kinder falsch ernähren, ihnen zu wenig Schlaf und Ruhe verschaffen, mit der Gewöhnung an Reinlichkeit und der Beherrschung des Willens zu spät beginnen, falsch strafen, das Gemüt des Kindes mit Angst und Furcht beschweren usw. Die häufige Folge davon sind körperlich oft kranke, nervöse und seelisch unausgeglichene Kinder. Die Kleinen sind ja ohnedies vielen Gefahren ausgesetzt, denken wir nur an die Infektionskrankheiten.

Dr. Tobler erörtert in seinem Buche die Möglichkeit, durch vorbeugende Maßnahmen auf den Gang der Entwicklung und auf die Gesundheit des Kindes einzuwirken: 1. durch zweckmäßige Ernährung, 2. durch geeignete Körperpflege, 3. durch Fernhalten übertragbarer Krankheiten, und 4. durch eine dem Wesen des Kindes angepaßte Erziehung. Wir lassen eine kurze Probe aus dem Inhalt selbst folgen. Da lesen wir über Abhärtung:

„... Ist es doch der Wunsch aller Eltern — und ganz besonders der Väter — sich sogenannter „abgehärteter" Kinder erfreuen zu dürfen.

Was ist Abhärtung? Im weitesten Sinne des Wortes versteht man darunter die möglichst umfassende Erhöhung der Widerstandskraft des Körpers gegenüber den Reizen der Umwelt, insbesondere diejenigen atmosphärischer und banaler bakterieller Natur. Wir erstreben durch die Abhärtung vor allem Schutz vor den sogenannten Erkältungskrankheiten, eine Herabsetzung der Anfälligkeit der Kinder.

Wie ist nun eine solche Abhärtung zu erreichen? Ernähren wir die Kinder richtig, sorgen wir ihnen für eine Bekleidung, welche der Witterung angepaßt ist, vor allem genügenden Wärmeschutz bietet, sorgen wir ihnen für reichliche, altersgemäße Bewegung bei Spiel, Gymnastik, Sport in frischer Luft, in Licht und Sonne, und zwar nicht nur in heroischen Anläufen, sondern andauernd, ausdauernd, dann erreichen wir sicher dasjenige Maß von Abhärtung, welches bei der gegebenen Veranlagung überhaupt möglich ist. Zu vermeiden ist alles krampfhafte Bestreben, eine Abhärtung zu erzwingen, wobei besonders zu verwerfen sind die noch heute mancherorts über Gebühr geschätzten und doch so oft versagenden Kaltwasserprozeduren. Eine weise Anwendung des Wassers, zum Beispiel in der Form täglicher, kurzer kalter Abwaschungen des Körpers mit nachfolgender Abreibung, ist sicher bei vielen, jedoch durchaus nicht bei allen Kindern, nützlich." („Bund".)

Was schenken die Kinder?

Schenken will gelernt sein, und es gehört darum zur Erziehungsaufgabe der Mütter, diese vornehmste Pflicht der Menschen, Nächstenliebe zu üben, schon dem kleinsten Kind nahezubringen. Je früher diese Erziehung zum Geben einsetzt, desto leichter wird es dann, diese Pflicht zum Herzensbedürfnis zu machen. Da das kleine Kind nichts besitzt und noch nichts leistet, heißt bei ihm Schenken vorerst Teilen, also von empfangenen Näschereien oder auch Spielzeug abzugeben. Aber erst, wenn das Kind sich eines Tages seine schönste bunte Kugel oder sein Lieblingstier vom Herzen reißt und sie als Liebesbeweis zum Geschenk darbietet, ist das Samenkorn aufgegangen und der Sinn des Schenkens erfaßt. Solch eine, für das Kind bestimmt heroische Tat, sollte auch niemals abgelehnt werden. Das Spielzeug nach einiger Zeit unter irgendeinem Vorwand wiederzugeben, wird keiner Mutter schwer fallen. Aber die Trennung vom Besitz muß zuerst einmal in das Bewußtsein des Kindes eingedrungen sein.

Schenken im Sinne des Freudebereitens lernt man erst später, nämlich dann, wenn Leistung an die Stelle des Teilens und Abgebens treten kann. Dabei darf natürlich auch die inzwischen angelegte Sparbüchse geplündert werden, wenn auch nicht alleinige Quelle sein, denn der Wert des Geldes wird erst erkannt, wenn es selbst erarbeitet ist. Selbstverständlich aber ist es grundverkehrt, dem Kind das käufliche Geschenk als Sinn des Gebens darzustellen.

Es gehört zu den modernen Erziehungsprinzipien, die Arbeit durch das Spiel zu lehren und darum wird es dem Kinde von heute leichter, etwas zur Freude der anderen zu handarbeiten. — Die Gründlichkeit und der Ordnungssinn der Erwachsenen gaben früher den Handarbeiten mit den vorgelochten Einstichstellen das Gepräge. Wie schrecklich langweilig waren diese Arbeiten für das kleine Mädchen, an denen es seine Leistung wirklich nicht erproben konnte, denn die Gleichmäßigkeit der Stiche war ja vorgezeichnet. Wie viel leichter hat es dagegen das Kind von heute. Schon in der Spielschule erhält es tausendfach Anregung zu praktischen Ideen. Es lernt gestalten und kombinieren, mit Papier und Leimtopf, mit Garn und Pappe umzugehen, wobei auf seinen Geschmack und seine Fähigkeiten und die eigenen Gedanken in erster Linie eingegangen wird. Dieses Kind ist, wenn es schenken will, nicht verlegen. Frei von jeder Schablone die eigene Phantasie walten zu lassen, ist keine Arbeit mehr, sondern Freude. Und Freude am Freudemachen soll der Ausdruck jedes Geschenkes sein.

Je älter das Kind wird, desto problematischer wird das Schenken. Es versteht einerseits so viel in Handarbeits- und Handfertigkeitstechniken, hat andererseits schon Sinn, um zu erkennen, was notwendig ist oder fehlt, worüber sich der andere also freuen würde. Und bald zeigt sich dann auch der Ehrgeiz, anzufertigen, was nicht jeder arbeiten kann und etwas zu schenken, was nicht jeder hat. Undenkbar ist solches Ersinnen von Geschenken ohne die gute Tante, die wohl in jeder Familie zu finden ist und die sowohl den praktischen Sinn der Mutter wie die Fähigkeiten des Kindes kennt und die ihre vom Beginn an zielsichere Beratung dem Kinde zum Schluß doch als eigene Gedanken und Erfindungen hinzustellen weiß; denn jetzt wächst erst die große Freude zur Arbeit, zu der noch der geheimnisvolle Zauber des Heimlichtuns kommt, dem sich der Mensch bis in sein hohes Alter nicht verschließen kann. Diesen beratenden Tanten wollen wir einige Anregungen für nützliche und zugleich hübsche Handfertigkeiten für Kinder geben.

Aus einem Kleiderbügel den Adventskranz zu machen, ist sicherlich wenig bekannt. Die Tannenzweige werden so dicht und fest um das Holz des Bügels gewunden, daß von diesem nichts mehr zu sehen ist, und ein gleichmäßig schöner Tannenbogen entsteht. Den Haken umwickelt man mit Silber- oder Goldband von der obersten Krümmung ab zum Bügel, über diesen in zwei Enden unten auslaufend. Hieran befestigt man einen oder zwei Tannenzapfen, nach Belieben versilbert, als Dekoration. In Lichthaltern oder besser noch mit Draht befestigt, besteckt man den Bogen an den Enden mit je zwei Lichtern und verziert das Tannengrün, wenn man will, noch mit Lametta und Silberkugeln. Aufgehängt wird dieser Tannenbügel am besten unter der Lampe, aber mit genügend Abstand, damit die Hitze der Kerzen nicht die Lampenschalen zum Springen bringt. Die Herstellungsarbeiten des Adventsbogens sind so einfach, daß sie leicht von Kindern ausgeführt werden können.

In letzter Zeit werden für Obst- und Nußabfälle Holzschalen und -körbchen für den Tisch verwendet. Ein Marmeladeneimerchen, mit buntem Bast oder Wollresten umhäkelt, gibt ein hübsches Gefäß für diese Zwecke. Man beginnt entsprechend dem Boden des Eimerchens mit einem runden Deckchen und arbeitet dann die Umhüllung am Rande hoch. Der Bügel wird bei Verwendung von Bast mit einer Luftmaschenkette eng umwickelt, bei Verwendung von Wolle mit festen Maschen direkt umhäkelt.

Aber selbst für den Vater finden wir eine Handarbeit heraus, was ja bekanntlich besonders schwer ist. Vielleicht trägt er gern aus bunter Wolle gewebte Schlipse. Den Webstuhl dazu machen wir uns aus einem alten Schultafelrahmen, in den oben und unten eine entsprechende Anzahl Nägel eingeschlagen werden, selbst. Der Faden für den Grundton wird nun hin und her gespannt, die Arbeit selbst besteht im gleichmäßigen Durchzug des Fadens von rechts und links, genau wie bei der Stopfarbeit.

Alle diese Arbeiten sind neuartig und originell, so daß sie Vater und Mutter bestimmt überraschen und erfreuen werden.

Nachdenkliches für junge Mütter.

Der kleine Karl ist blaß und Lenchen hat dunkle Ringe um die Augen. Auch ihre Milchzähne beginnen zu zerbröckeln. Und der ganz Große, der blonde Theodor, der schon die Schule besucht, bleibt hinter seinen Klassenkollegen auffällig zurück und kommt immer müde und verdrossen heim. Die junge Mutter kränkt sich, daß ihre Kinder nicht gut aussehen. „Das Kind wächst zu schnell", so sagt sie sich nur allzu häufig, und ihr Trostbedürfnis hält sich an die Meinung, daß es sich um einen vorübergehenden Zustand handelt. Oder sie glaubt, daß Blässe und Schwäche so angeboren sind wie die braunen oder blauen Augen ihrer Lieblinge oder deren glattes oder gewelltes Haar. Gewiß, nicht selten sind die Kleinen erblich irgendwie belastet, aber wie weit öfter wird ihr schlechtes Aussehen durch schlechte Ernährung verursacht. Dies trifft viel weniger bei Kindern armer Eltern als Folge häuslicher Notstände zu, sondern mehr in gut situierten Kreisen, die in übertriebener Besorgtheit ihre Kinder überfüttern und damit Appetitlosigkeit, ja nicht selten Widerwillen gegen alle nahrhaften Speisen züchten. Naschwerk und pikante Leckerbissen, mit denen überängstliche Eltern ihr sich zum richtigen Essen nicht verstehen wollendes Kind zu erfreuen und zu ernähren trachten, enthalten aber nicht die Nährstoffe, deren der kindliche Organismus zu seinem Aufbau bedarf.

Besonders in unseren Tagen, da die Sorge um das tägliche Brot so schwer auf weiten Kreisen des Volkes lastet, da andere Kreise sich dieses tägliche Brot nur unter erdenklichsten Einschränkungen sichern können, sollten junge Mütter mehr denn je das Aussehen ihrer Kinder und damit deren Gesundheit beachten. Richtige Ernährung, das bedeutet nicht, daß den Kindern zu viel und zu kräftig zu essen gegeben, daß sie mit Nährwerten überfüttert werden sollen. Es bedeutet vielmehr, daß natürliche, unverfälschte Nahrungsmittel, Milch, Eier, Brot, Butter, Gemüse und Obst zur einfachen, aber schmackhaften und abwechslungsreichen Ernährung herangezogen werden, daß im Hinblick auf die schon bei Kindern hervortretenden individuellen Verschiedenheiten an Nahrungsbedarf genau ermittelt wird, wieviel von dieser Kost ein jedes Kind braucht, und daß alle Genußmittel dem Kinde ferngehalten werden.

Das Aussehen ist ein Ernährungsbarometer, von dem die kluge Mutter ablesen kann, ob mit dem Kinde alles in Ordnung ist oder nicht. Gesunde Kinder haben stets eine aufrechte, stramme Haltung, einen gut entwickelten Körper mit flachen Schulterblättern, voller, runder Brust, kräftigen, weißen Zähnen und festem, rosigen Fleisch. Augen und Gesicht drücken einen aufnahmsfähigen Geist aus, die Bewegungen des Kindes dessen Lebhaftigkeit und Energie.

Wie anders sieht das schlecht, d. h. unrichtig ernährte Kind aus! Der Körper ist schlapp, das Fleisch schwammig, die Brust flach und [illegible] heraussteheneden Schulterblättern. Gekrümmte Füße, einknickende Knie zeigen, daß dem Kinde die zur tadellosen Knochenbildung nötigen Nährstoffe nicht zugeführt wurden. Die Zähne sind unregelmäßig und neigen zum Herausfallen, der Atem oft unangenehm. Dabei ist das Kind nervös und reizbar, mit stumpfem oder sehnsüchtigem Ausdruck in den dunkel umringten Augen. Bei Tisch stochert es unlustig in den Speisen umher, unter seinem Stimmungswechsel leidet die Umgebung, in der Schule ist es unaufmerksam und träge.

Nicht oft genug können junge Mütter dazu angehalten werden, das Aussehen, die Gewohnheiten, die geistige Regsamkeit, die seelische Disposition ihres Kindes zu beobachten. Bei dem geringsten Anzeichen davon, daß die normale Entwicklung nicht recht vor sich geht, sollten die Mütter vor allem die Ernährung überprüfen und feststellen, ob und was sie zu wünschen übrig läßt. Denn die mangelhafte Ernährung beeinträchtigt nicht nur das Wachstum und die Lebensfreude des Kindes. Sie ist die Ursache, daß der Gesundheitszustand selbst bei später einsetzender richtiger Ernährung schwankend und unbefriedigend bleibt, daß das Kind verschiedene Hemmungen in sich groß zieht, die zusammen mit der schwachen Gesundheit die Verwurzelung und Kräftigung jenes unzerstörbaren Lebensmutes verhindern, der zum Fortkommen im Dasein so nötig ist.

Gisela Urban.

Unsere Nahrungsmittel.

Das Brot.

Wir alle können uns nicht denken, wie wir im Haushalt ohne Brot auskommen sollten. Da mag es von Interesse sein, sich von kompetenter Seite wieder einmal erklären zu lassen, was es mit dem Nährgehalt des Brotes auf sich hat. Ueber einen Vortrag von Dr. Diefenbach, Arlesheim, schreiben die „Basler Nachrichten":

Den Wandlungen unserer Ernährungsgewohnheiten ist auch das älteste und bedeutendste unserer Nahrungsmittel, das Brot, unterworfen. Bildeten dereinst die gesammelten Getreidekörner die eigentliche Grundnahrung, welche, roh oder im Feuer geröstet genossen, die Urbewohner unserer Heimat namentlich in der langen Winterszeit vor dem drohenden Hunger schützten, und bereiteten sich später die Pfahlbauer aus dem mit Wasser angerührten, aus gequetschten Getreidekörnern bestehenden Getreidebrei ihre auf heißen Steinen getrockneten harten Fladenbrote, so blieb es wahrscheinlich doch den Römern vorbehalten, unseren Vorfahren das eigentliche Brotbacken aus gesäuertem Teig beizubringen.

Inzwischen sind namentlich die mühlentechnischen Einrichtungen derart verbessert worden, daß eine stets angestrebte vollkommenere Trennung des leichten Weißmehles von den anhaftenden Schalenteilen des Getreidekorns möglich wurde. Indem dessen heller Stärkekern ein Mahlprodukt lieferte, aus dem nicht allein zartes Feingebäck, sondern auch ein immer mehr beliebt gewordenes Weißbrot bereitet werden konnte, und anderseits die abgehenden Schalenteile des Weizenkorns der Landwirtschaft als Kraftfuttermittel willkommen war, schien damit eine ideale Lösung gefunden zu sein.

Die fortschreitende Ernährungsforschung konnte aber dabei nicht stehen bleiben, zumal gewisse Degenerationserscheinungen beim nachwachsenden Geschlecht zutage traten, die mit Bestimmtheit auf einen Zusammenhang mit der Ernährungsweise schließen ließen. Es wurde erkannt, daß auch das tägliche Brot an den Magenkrankheiten der Gegenwart eine gewisse Mitschuld treffe. Denn während der schlichte Bergbauer bei seinem selbstgepflanzten und selbstgebackenen harten und dunkeln Brot oft bis ins hohe Alter ein lückenloses Gebiß aufweist, obgleich er sonst keine Zahnpflege anwendet, ist schon unsere städtische Jugend bei aller sorgfältigen Behandlung der Zähne der Zahnkaries unterworfen.

Aber das Geheimnis sollte sich erst ganz aufklären durch die Vitaminforschung der letzten Jahrzehnte. Durch sie wurde erwiesen, daß nicht allein die Nährsalze des Getreidekorns, sondern auch die darin verborgenen antineuritischen und wachstumsfördernden Faktoren des Vitamins B ihren Sitz in den Randschichten und in dessen Keimling haben und infolge von deren Aussiebung aus dem Backmehl für die Brotnahrung verloren gehen. Vermag dies beim Vitamingehalt nur allgemein festgestellt zu werden, so wissen wir mit Bezug auf die Nährsalze, daß ein aus dem Vollgehalt des Korns gewonnenes Brot fünfmal mehr Mineralstoffe enthält als das übliche Weißbrot. —

Warum die Milch kein Eisen enthält.

Von allen Nahrungsmitteln steht die Milch an erster Stelle. Aber auffallend ist ihr geringer Eisengehalt, enthält sie doch auf 100 Gramm Trockenmasse nur $^3/_{1000}$ Gramm (Kartoffeln 6, Bohnen 8, Fleisch 17, Spinat 35, Eigelb 40, Blut 225 Milligramm). Und doch bildet das Eisen als Sauerstoffträger das Mittel zur Erzeugung der Körperwärme, deren das Kind gerade in den ersten Lebenswochen so dringend bedarf. Je kleiner ein Lebewesen ist, desto größer ist im Verhältnis zum Körperinhalt die Oberfläche, desto größer der Wärmeverlust, um so mehr muß es zur Erhaltung der Körperwärme verbrennen, atmen, Eisen besitzen. Was wäre demnach „natürlicher", als daß das Kind, das Neugeborene, mit der Milch viel Eisen erhielte.

Der Drang nach Erkenntnis führte zu immer größeren Rätseln. Zunächst ist der Eisengehalt des werdenden Tieres wie des werdenden Menschen sehr gering. Erst kurz vor der Geburt überschüttet die Mutter das Kind förmlich mit dem Eisen ihres Blutes und schickt es mit einer ansehnlichen eisernen Morgengabe auf die Wanderfahrt des Lebens. Von diesem Vorrat ernährt sich nun das Junge, da es mit der Milch zu wenig erhält. Aber stetig vermindert sich dieser Vorrat, er wird schließlich erschöpft. Das junge Tier gerät in einen Zustand des Eisenhungers und wird so gezwungen, die Mutterbrust zu verlassen und selbständig eisenreichere Nahrung zu suchen.

Das ist das Märchen vom Hans im Glück, der einst reich, nun arm ist, einst versehen mit einer reichen eisernen Morgengabe, nun eisenhungrig dasteht. Und dahinter verbirgt sich ein tiefer Sinn und eine raffinierte Einrichtung von dreiachem Wert und Vorteil. In der schützenden mütterlichen Hülle empfängt es das eiserne Geschenk durch das Blut der Mutter oder den Dotter des Eis. Bequem für die Mutter, sinnreich für das Junge. Hinausgestoßen in die Welt, nackt und hilflos, lebt es von diesem Vorrat. Aber dieser wird erschöpft und der Eisenhunger zwingt es, die mütterliche Brust zu verlassen und Eisen zu suchen, zwingt es vorerst als leiser Mahner, dann aber mit unwiderstehlicher Gewalt. Und zugleich schützt dieser Eisenhunger die Mutter vor der Gefahr des Ausgesaugtwerdens durch das Junge. Dreifacher Sinn: Bequemlichkeit, Fürsorge und erzieherischer Zwang.

Wie lange die eiserne Mitgift hält, das ist verschieden. Sechs Monate lang hält der menschliche Säugling damit haus. Dann aber bedarf er dringend der Zufuhr eisenhaltiger Nahrung, sonst verblaßt er zu jenem Bleichgesicht, an dem man schon von weitem milchüberfütterte Kinder erkennt. Nach dem sechsten Monat soll man dem Menschenkinde neben der Milch eisen-, kalk- und phosphorhaltige Nahrung zuführen, vor allem Gemüse und Eier. Unser technisches Zeitalter rollt auf Millionen Rädern dahin, unser eigenes Leben auf Myriaden von Eisenkügelchen durch unsere Adern und schenkt uns Blut, schenkt uns Atem, schenkt uns die warme Glut beglückenden Lebens.

M. S. G.

Aus dem Mottenschrank.

Um für den ersten Schneefall gerüstet zu sein, tut man gut daran, nunmehr die letzten Sachen aus der Mottenkiste herauszuholen, denn nichts ist unangenehmer, als wenn man, von kaltem Wetter überrascht, als lebende Naphthalin-Propaganda einhergeht und die Menschen naserümpfend einen großen Bogen machen.

Um den Geruch aus den Mottensachen zu entfernen, hängt man sie meistens an die frische Luft. Aber, je besser man gemottet hat, desto schwerer läßt sich dieser Geruch entfernen. Die Meinung, daß Naphthalin sich bei Kälte verflüchtigt, ist durchaus irrig. Im Gegenteil, da es sich hier um eine Kohlenwasserstoff-Verbindung handelt, entweicht der Geruch gerade bei warmer Temperatur. Es ist darum zu empfehlen, wenn ein Kleidungsstück schnell geruchlos gemacht werden soll, es in die Nähe der Heizung zu hängen oder, sofern es vertragen wird, es heißem Wasserdampf auszusetzen.

Von Büchern.

Kleine Kochbücher.

die gute praktische Anleitung geben, sind die im Verlag Müller & Kiepenheuer, Potsdam, soeben erschienenen beiden Hefte „Vieren schmeckt's für 20 Mark die ganze Woche" und „375 Kochrezepte", von Alice Roessingh. Ersteres stellt billige Menus auf für jeden Tag, wobei die Kostenberechnung allerdings den Marktpreisen in Deutschland entspricht, im zweiten Heft sind Anregungen und Ratschläge zur Abwechslung und Kultur der einfachen Küche zu finden. (Preis 1.50 und 2.30 Mk.)

Das Schokoladenbuch von Erna Horn (Verlag Franckh-Stuttgart, 2.— Mk.), gibt Anleitung, wie die gute Köchin auch ein guter Konditor werden kann. Das Geheimnis der Herstellung von Schokolade, Pralinen, kandierten Früchten, Kuchengüssen etc. wird verraten. Die praktisch erprobte Herstellung all dieser Schleckereien scheint leicht und mag in dieser Darstellung viele zum Versuch ermuntern. —

Helene Lange: „Das Erwachen der Seele".

(Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, Fr. 2.25.) Nach einer kurzen Einführung, dabei gut ausgewählte Worte großer Dichter zitierend, gibt uns die Verfasserin in über 100 ansprechenden Photographien Bilder aus dem Leben des Kleinkindes. Die Bilder sind einem kürzlich geschaffenen Lehrfilm entnommen. Das erklärt die Aktivität, in der wir die Kinder stetsfort antreffen. All die kleinen Leiden und Freuden sind da, der ganze Kindertageslauf, Versunkenheit ins Spiel, Streiche, Träumerei, Erschrecken, Wut und Trotz, Lachen, Zank und Freundschaft, Schüchternheit und Neugier. Es ist das Reizvolle an dem Buch, daß das so rührend Unmittelbare des kindlichen Lebens in den Bildern völlig lebendig ist und wir es mit mehr Besinnlichkeit anschauen können, als oft im Leben, wo wir eingreifen und erziehen müssen oder zu müssen glauben.

Chez nous

v. F. M. Grand, Verlag Payot & Co., Lausanne, 3.— Fr., ein kleines Handbuch für Hauswirtschaft, erscheint soeben in 2. Auflage und darf gewiß all' den jungen Deutschschweizerinnen empfohlen werden, die sich hauswirtschaftlich im Welschland betätigen wollen. Es bietet Gelegenheit, sich mit all den hauswirtschaftlichen Fachausdrücken in französischer Sprache vertraut zu machen.

Französinnen schreiben über Hauswirtschaft.

Die Präsidentin der französischen „Ligue d'Organisation Ménagère" und Leiterin der „Ecole de Haut Enseignement ménager de Paris", Fräulein Paulette Bernège, hat letztens zwei neue Arbeiten veröffentlicht, die die Aufmerksamkeit der Frauenkreise verdienen. Die eine u. T. „Le Blanchissage domestique" (Collection de L'Art Ménager", Paris 1933), ist eine kleine Encyklopädie des Waschens. Der erste Teil enthält Angaben über die verschiedensten Arten der Installation, der Waschgelegenheiten (in speziellen Räumen, in den Badezimmern, in der Küche usw.), Beschreibung verschiedener Arten von Waschmaschinen und Waschmitteln (Wasser, Seifen, Bleichmittel usw.), der zweite beschäftigt sich mit den Arbeitsmethoden des Waschens, Entfleckens, Spülens, Trocknens, Mangens, Bügelns usw. Am Schluß der lehrreichen Schrift findet man wertvolle Angaben über die Qualität, die Arbeitszeit und die Kosten verschiedener Wascharten.

Das Büchlein, vorzüglich illustriert, enthält zahlreiche instruktive Abbildungen und Tabellen, ist sehr originell herausgegeben und seine äußere Form stellt eine glückliche Werbung für den Inhalt, der wertvolle Erfahrungen der bezüglichen bisherigen Rationalisierungsverfahren zusammenfaßt, dar.

Die zweite Schrift „J'installe ma cuisine" (Collection „La Technique Ménagère", Lyon, 1933), verfolgt das gleiche Ziel wie die oben besprochene, eine zusammenfassende Darstellung aller betreffenden Versuche zu geben. Sie behandelt verschiedene Arten von Küchen, enthält Beschreibung verschiedener Konstruktion und Grundsätze ihrer rationellen Einrichtung. Die Verfasserin sagt an einer Stelle, daß die Franzosen sich allzeit mit der Herstellung der Speisen einen Namen gemacht hätten, sie hätten aber ihr Augenmerk nur auf die Arbeit gerichtet, die Arbeitenden dabei völlig vergessen. Es gilt nun, dieser Arbeitenden — der Köchin — die Aufmerksamkeit zu schenken und aus der Küche — dem „temple gastronomique de nos foyers" — eine Stätte zu schaffen, die den modernen Arbeitsmethoden entspricht. Die große persönliche Erfahrung der Verfasserin liefert einen reichen Beitrag hiezu. Fr. Baumgarten.

Aufwands- und Kassenrechnung in der Buchführung des privaten Haushalts.

Diese vom Forschungsinstitut für Konsumtionsversorgung der Universität Köln herausgegebene Schrift von Dr. Carl Ruberg, Professor am Berufspäd. Institut Frankfurt a. M., ist verdienstvoll. Eine allgemein verbreitete Unterschätzung der Bedeutung der Haushaltsbetriebe im Gesamtrahmen der Volkswirtschaft hat offenbar bewirkt, daß die Literatur über dieses Gebiet nur spärlich ist. Der Verfasser charakterisiert kurz die Buchführung der kaufmännischen und der landwirtschaftlichen Betriebe, sowie die kameralistische Buchführung und stellt ihnen das Rechnungswesen im privaten Haushalt gegenüber. Dr. Ruberg führt 3 Gruppen von Meinungen über das Wesen des Haushalts auf: Die erste sieht im Haushalt nur eine Einrichtung zur Einkommensverwendung nach wirtschaftlichem Prinzip. Die zweite hat die Auffassung, daß im Haushalt nicht nur verbraucht, sondern auch produziert wird, so daß der Haushalt eine Wirtschaft im eigentlichen Sinne sei. Die dritte Gruppe sieht den Haushalt als Wirtschaftsbetrieb an, in dem Bedürfnis-Befriedigungsmittel zur Kräfteerhaltung im Menschen verbraucht werden.

Interessant ist namentlich, was der Verfasser über das Werten im Haushaltsbetrieb sagt und wie er die bekannte Unterschätzung der Arbeit nichtbezahlter Haushaltsangehöriger begründet. Der Verfasser beschäftigt sich dann eingehend mit der Systematik der Buchführung im Haushaltsbetrieb. Er wendet sich gegen die allgemein verbreitete Ansicht und geübte Praxis, daß die Haushaltsbuchführung mit den Aufzeichnungen von Einnahmen und Ausgaben, also mit der Kassenkontrolle erschöpft sei. Vielmehr müssen Voranschlag und Nachrechnen darin mit aufgenommen werden.

Nun ist aber diese wertvolle Untersuchung wegen ihrer rein akademischen und etwas trockenen Darstellung für Hausfrauen selbst kaum geeignet. Gerade in wirtschaftlichen Dingen kann man zu der großen Mehrzahl von Frauen nicht einfach genug sprechen und müßte daher das Buch zuerst in die Sprache der Hausfrauen übersetzen, oder doch in eine für die Nichtwirtschafts-Theoretiker anregendere Darstellung umformen. Hingegen werden alle jene, die sich mit der Ausbildung von Hausfrauen beschäftigen, die Schrift Dr. Rubergs sicher mit Gewinn zur Hand nehmen. Dr. Sch.-F.